

Dezember 12/2014

Aus dem Inhalt

Daniela Engelhard
„Mit langem Atem“ 353

Ludwig Mödl
Der Diakon in der Pastoral heute 355

Manfred Körber/Norbert Wichard
Räume betreten - Räume verlassen 363

Klaus Vellguth
MissionRespekt 367

Dank und Willkommen 371

Reimund Haas
Erzbischof Johannes Kardinal von Geissel und
die Kölner Liturgiereform 372

Christoph Stender
Identitätsfindung aktuell 377

Literaturdienst: 382
Wolfgang Erk (Hrsg.): Neues Jahr - neues Glück!
Erich Garhammer (Hrsg.): Literatur im Fluss

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück |
Prof. Dr. Ludwig Mödl, Prälat-Miller-Weg 3, 80331
München | Dr. Manfred Körber, Bischöfl. Generalvikariat
Aachen, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Norbert Wichard,
Bischöfl. Generalvikariat Aachen, Klosterplatz 7, 52062
Aachen | Prof. Dr. Dr. Klaus Vellguth, Münsterstraße 319,
52076 Aachen | Prof. Reimund Haas, Johannesweg 5a,
51061 Köln | Pfr. Christoph Stender, Michaelsbergerstraße 6,
52066 Aachen

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer,
Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Msgr. Markus Bosbach,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße
8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-
21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling
16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln
und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,
Fax (0221) 1642-7005,
E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Daniela Engelhard

„Mit langem Atem“

Wer kennt nicht die Erfahrung der Zeitnot. Zeit fehlt. Zeitknappheit als Lebensgefühl sei ein Kennzeichen der Moderne, sagen Zeitforscher. Auch Papst Franziskus spricht sicher aus eigener Erfahrung, wenn er von der beschleunigten, hektischen Zeit spricht. Und er thematisiert die Spannung zwischen der erlebten Zeit-Beschränkung und der Sehnsucht nach Fülle. „Die Fülle weckt den Willen, sie ganz zu besitzen, während die Beschränkung uns wie eine vor uns aufgerichtete Wand erscheint.“ Mit seinen Gedanken zum Thema „Zeit“ lädt er in seinem Schreiben „Die Freude des Evangeliums“ dazu ein, die Spannung zwischen Fülle und Beschränkung bewusst anzunehmen. Die Zeit stehe in Beziehung zur Fülle, „als Ausdruck für den Horizont, der sich vor uns auftut“ (EG 222).

Hier zeigen sich zu aktuellen Zeitdiagnosen interessante Verbindungslinien. Der Soziologe Hartmut Rosa formuliert: „Wir laufen in Zeiten der beschleunigten Beschleunigung nicht mehr auf eine Verheißung zu, sondern vom Abgrund weg. Die Idee des Wachstums ist nicht mehr: Wir müssen uns steigern, die Ressourcen besser nutzen oder fleißiger sein, um was Neues realisieren zu können. Sondern die Idee ist: Wir müssen jedes Jahr einen Zahn zulegen, damit alles bleiben kann, wie es ist.“ Im Bild gesprochen: „Wir befinden uns auf Rolltreppen abwärts.“ Die Angst, beim Hochlaufen auf der Rolltreppe abzurutschen, führe zu einer kollektiven Atemlosigkeit. Dies sei nicht allein das Problem bestimmter Führungsschichten. Die Kassiererinnen und der Krankenpfleger leiden ebenso unter dem

enormen Zeitdruck wie viele Menschen in sozialen Berufen. „Es gibt Umgebungssysteme, die nicht Schritt halten können mit unserer Lebenstempo. Das Ökosystem zum Beispiel... Das Gleiche gilt für unsere Psycho-Systeme, die dem Lebenstempo nicht gewachsen sind“. Die Folgen sind oft Erschöpfung und Burnout.¹

„Die Zeit ist mehr wert als der Raum.“ Dies ist für Franziskus eines der Prinzipien zur Entwicklung des sozialen Zusammenlebens und des Friedens in der Welt (EG 222-225). Der Zeit den Vorrang zu geben, erlaube, langfristig zu arbeiten, „mit langem Atem“; „den größeren Horizont im Auge zu behalten“. Nicht schnelle Ergebnisse – kurzlebig wie oft in der Politik – seien erstrebenswert. Vielmehr gelte es, nachhaltige Prozesse zu gestalten. Für den Papst gilt das für soziales und politisches Handeln genauso wie für die Evangelisierung. Der Zeit den Vorrang zu geben, bedeute auch in der Kirche, Prozesse in Gang zu setzen, Handlungen zu fördern, „die eine neue Dynamik erzeugen“. Menschliche Beziehungen, Empathie und Solidarität sind zu stärken.

Hartmut Rosa verweist darauf, dass das steigende Tempo fast zwangsläufig zu einer Entsolidarisierung führe: „Je gestresster ich bin, desto weniger empathisch kann ich sein.“ Erschöpfung sei auch eine Folge davon, „dass Menschen die Resonanzverfahren fehlen“: „Es gibt eine große Sehnsucht nach Resonanz – danach, berührt und bewegt zu werden: von anderen Menschen, von einer Landschaft, von einer Erfahrung. Das aber setzt voraus, dass man sich auf anderes einlässt.“ Empathie und Resonanz hängen zusammen. Ehrenamtliche engagieren sich gerne, wenn sie dabei etwas „zurückbekommen“. Wer Resonanz erlebt, fühlt sich bereichert, erlebt Sinn; und erfährt, dass er selbst etwas bewegen und andere berühren kann. Das schenkt neue Energie, denn man fühlt sich gerade dann im Einklang mit sich selbst. Eine unverfügbare Erfahrung (Rosa). Es kostet Zeit, Resonanz-Beziehungen aufzubauen. Sie werden von permanenter Beschleunigung und von Arbeitsverdichtung bedroht.

Diese Erfahrung machen auch viele in der Seelsorge Tätige.

Bemerkenswert ist, dass der Soziologe Rosa in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung der Religion verweist. In der Religion kann sich ein Raum öffnen, in dem Resonanz erfahren wird. „Es geht um Erfahrungen, die jenseits des Steigerungszwangs liegen ... religiöse Erfahrungen. Die Bibel ist ein einziges Dokument des Flehens, des Hoffens und Schreiens nach irgendetwas, das da ist und antwortet. Sie gibt ein Resonanzversprechen: Da ist jemand, der hört dich.“ Christen haben deshalb in einer beschleunigten Gesellschaft Wichtiges anzubieten: Zeiten der Unterbrechung; Orte für Resonanzverfahren; tatkräftige menschliche Zuwendung in existenziellen Notsituationen; Gottesdienste, die die Seele berühren; Gemeinschaft, die das Kurzlebige überdauert; die Beziehung zu einem Gott, der antwortet.

Franziskus ermutigt uns zu einem Handeln mit „langem Atem“. Das setzt voraus, dass Atemlose wieder zu Atem kommen. Unter dem Leitwort „... damit sie zu Atem kommen (Ex 23,12)“ haben wir in unserem Bistum ein besonderes Jahr vor uns. Was hält uns in Atem? Was ist wichtig und erfordert unseren Einsatz, was gilt es zu lassen? Was können wir als Christen in einer „atemlosen“ Gesellschaft anbieten? Wie können wir nachhaltige Prozesse fördern, auch im Blick auf die Bewahrung der Schöpfung? In einem einjährigen Zukunftsgespräch wird dazu eingeladen, diesen Fragen nachzugehen. Das Buch Exodus als Leitfaden kann dafür einen biblischen Resonanzraum eröffnen. Und neu den Weg weisen zu dem, der uns einen langen Atem schenkt.

Anmerkungen:

¹ Hartmut Rosa lehrt Soziologie in Jena und ist Direktor des Max-Weber-Kollegs in Erfurt. Die Zitate von ihm stammen aus Interviews in den Zeitschriften Wirtschaftswoche (Januar 2014), GEOkompakt (Nr. 40, August 2014) und ZEIT ONLINE (30.8.2014).

Liebe Leserinnen und Leser,

die Tätigkeit des Diakons ist zutiefst ein Dienst in der Welt, den er in persona auch in der Liturgie repräsentiert. Welcher Art der Weltdienst des Diakons ist, entwickelt **Prof. Dr. Ludwig Mödl**, Emeritus der Universität München im Fach Pastoraltheologie, anhand der Trias caritative, gesellschaftliche und kulturelle Diakonie.

Die Auswertung einer im letzten Jahr durchgeführten Aktion des Bistums Aachen „Zu Tisch - mit Gott und der Welt“ bieten zwei Verantwortliche des Projekts: **Dr. Manfred Körber**, Abteilungsleiter Grundfragen und -aufgaben der Pastoral im Generalvikariat Aachen, sowie **Dr. Norbert Wichard**, Referent derselben Abteilung. Beide ermutigen mit ihrem Beitrag zu zeitlich begrenzter Projektarbeit, damit die Ränder kirchlichen Wirkens nicht zu kleinräumig gezogen werden.

Prof. Dr. Klaus Vellguth von missio Aachen berichtet von dem internationalen ökumenischen Kongress „MissionRespekt. Christliches Zeugnis in einer multireligiösen Welt“, der vom 27.-28. August 2014 in Berlin stattgefunden hat.

Vor 150 Jahren starb Johannes Kardinal von Geissel, dessen Einzug in den Kölner Dom Robert Schumann zur Komposition des Langsamen Satzes seiner Dritten Sinfonie inspiriert haben soll. Das Gedenken ermöglicht **Prof. Dr. Reimund Haas** vom Kölner Diözesanarchiv, von Geissels besondere Rolle in der Vermittlung zwischen der Kölnerischen Eigenliturgie und der Römischen Liturgie darzustellen.

Pfr. Christoph Stender schließlich, Leiter des Mentorats der RWTH Aachen, empfiehlt die Ordensgründerin Clara Fey als Vorbild für junge Menschen von heute, indem er aus ihrer speziellen und zeitgebundenen Biographie das Generationenübergreifende herausarbeitet, das zur Identitätsfindung und Handlung ermutigt - gerade auch heute.

Am Ende des Heftes finden Sie wieder einen Gedanken zur Weihnachtszeit aus meiner Feder, mit dem ich Ihnen und allen, die zu Ihnen gehören, von Herzen ein gesegnetes Geburtsfest unseres Erlösers wünsche und Sie ebenso herzlich grüße

Ihr



Gunther Fleischer

Der Diakon in der Pastoral heute¹

Ein Jubiläum ist Anlass, zurückzuschauen, um Geleistetes zu würdigen und das nicht Erreichte kenntlich zu machen. Dadurch wird sichtbar, wie der gegenwärtige Stand einzuschätzen ist und was künftig zu tun bleibt. Rückschau ist nicht mein Thema, das müssen Berufenere tun. Gegenwärtiges kann ich zu schildern versuchen und zugleich ansprechen, was ich für wichtig halte, damit wir die Zukunft recht angehen: die Zukunft der Diakone. So lassen Sie mich zunächst sprechen von der Diakonie allgemein und dann vom Diakon, dessen Rolle für die Pastoral von heute sich daraus erschließen lassen sollte.

I. Diakonie in der Kirche

Welche Bedeutung kommt der Diakonie oder dem Diakonischen in der Kirche zu?

Ich gehe von der These aus: Diakonie ist eine Wesensaufgabe der Kirche, das heißt sie gehört wesentlich zum Christentum.

Von Anfang an war für die Christen ein diakonaler Dienst selbstverständlich, und es war im Laufe der Geschichte in je anderem Umfeld immer gepflegt. Warum ist das so?

1. Der Grund für das diakonische Handeln

Dies hängt zusammen mit dem Spezifikum dieses Glaubens, das besagt: In der Person Jesu Christi ist das göttliche Wort Mensch geworden. In ihm hat sich die Offenbarung des Ewigen, wie sie bislang im Gottesvolk geschehen war, vollendet. Durch sein Leben, seine Lehre und besonders durch sein

leidvolles Sterben und seine Auferstehung ist die göttliche Wirklichkeit im Menschlichen wirksam gewesen und hat Erlösung gebracht. Das heißt: Das menschliche Leben Jesu, also die Gestaltung seiner Biographie ist in allem offenbarungsträchtig. Die Menschwerdung des Göttlichen gibt dem menschlichen Leben eine neue Qualität. An der Gestaltung des menschlichen Lebens Jesu offenbarte sich göttliche Präsenz. Dies geschah einmalig in der Person Jesu, und es geschieht in Abwandlung in jedem Christenleben. Das Besondere des christlichen Glaubens ist es also, dass der Glaube nicht nur durch die Verkündigungsworte und durch die Gebetsworte und die kultischen Feiern gegenwärtig ist, sondern durch das konkrete Leben derer, die Christus nachfolgen.

Zudem hat Jesus in seinem Gleichnis vom Gericht dies noch verstärkt, indem er sagte: Das entscheidende Merkmal, zum Himmelreich zu gehören, ist das Handeln, und zwar das liebende Handeln. „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40). Was ihr dem Armen gebt, gebt ihr dem Himmel – und er gibt euch sein Erbarmen wieder zurück. Das Maß der Zugehörigkeit zum Himmelreich bemisst sich also nach dem Maß der geschenkten Liebe. Und diese Liebe konkretisiert sich im konkreten Handeln.

2. Drei unterschiedliche diakonische Handlungsräume

Nun war das Leben Jesu wie auch das Leben der Christen im Handlungsbereich nicht beschränkt auf die Dienste an den Armen und Witwen. Alles andere, was menschliches Leben und menschliche Kultur ausmacht, ist auch vom Glauben betroffen, da das ganze Leben ein Leben unter den Augen des Ewigen ist. Die Botschaft von der Inkarnation des göttlichen Wortes hat zur Folge, dass das ganze Leben einbezogen werden soll in die Wirklichkeit des nahen Gottesreiches. Ausdrücklich zeigt sich das dort, wo vom Gottesreich gesprochen wird in der Verkündigung wie auch beim Beten

und im Gottesdienst, inklusiv aber bei allem, was menschlich ist. So gehört zur Diakonie neben den caritativen Diensten an den Armen auch der Dienst an allen. Die ganze menschliche Kultur wird durch den Glauben mitgeprägt. So müssen wir neben der Solidardiakonie (oder helfende Diakonie) auch noch andere Bereiche der Diakonie ins Auge fassen. So möchte ich behaupten, die Diakonie hat unter den heutigen Verhältnissen eine dreifache Ausprägung. Die eine betrifft das (eben schon angesprochene) caritative Handeln an den Armen (ich nenne sie Solidardiakonie), die zweite betrifft das Mitgestalten des gesellschaftlichen Lebens (ich nenne sie Gesellschaftsdiakonie), und die dritte betrifft das Hereinholen kultureller Werte in den Innenraum der Kirche und das kulturelle Mitgestalten durch die Kirche bzw. kirchliche Personen (ich nenne sie Kulturdiakonie). Dazu kurz ein paar Bemerkungen!

a) Caritas oder Solidardiakonie

Durch die Zuwendung zu den Armen wird sichtbar, dass Gott jeden Menschen liebt. Werkzeuge der Liebe Gottes sollen jene sein, die – mit Christus verbunden –, den Reichtum der göttlichen Liebe erfahren haben und diesen weiterreichen. Entscheidend für diese Sozialdiakonie sind zwei Elemente:

aa) Zum einen soll ein Armer spüren: Indem mir ein Christ hilft oder etwas gibt, spüre ich etwas von der Liebe Gottes. Ein Modell dafür ist mir Mutter Teresa, die ihren Schwestern sagte: Ihr müsst einen Verwundeten nicht nur verbinden, sondern ihr müsst ihm vermitteln: Du bist wahrgenommen, du bist geliebt. Und durch eure Liebe soll er spüren: Gott ist es, der mich liebt. Ihr seid Spiegel der Liebe Gottes.

bb) Das zweite heißt: Hilf dem anderen so, dass er selbst aktiv werden kann und dass er auch dir hilft. Die Gegenseitigkeit des Helfens!

Abbé Pierre ist für mich dafür ein Modell. Er hat einmal erzählt: Zu ihm kam ein Mann, legte einen Revolver auf den

Tisch und sagte: Herr Pater, Sie haben eine Stunde Zeit, mir zu erklären, welchen Sinn mein Leben hat. Wenn Sie das nicht können, werde ich mich erschießen. Der Pater antwortete: Ich weiß nicht, welchen Sinn Ihr Leben hat. Aber bevor Sie sich umbringen, helfen Sie mir, einer armen Familie ein Haus zu bauen. Dann können Sie sich erschießen. Er hat sich nicht erschossen. Er wurde der Erste des berühmten Bauordens. Und Abbé Pierre sagte: Dabei hab ich erkannt, was das Wichtigste eines christlichen Helfens ist. Ich habe diesem Menschen nicht helfen können. Da habe ich ihn gebeten, er möge mir helfen – und damit habe ich ihm geholfen; denn ich habe mich mit ihm, dem Armen, solidarisiert, indem ich ihm meine Armut offenbarte und ihn bat, mir zu helfen. Dadurch habe ich ihn aktiviert und ihm seine Würde zurückgegeben, indem ich ihm die Augen öffnete, dass er noch viel tun kann – und mir aus meiner Armut herauszuhelfen.

Solidardiakonie prägt sich also aus im Helfen, das die Liebe des Ewigen spiegeln soll und das dem Menschen zur Selbsthilfe befähigt, so dass im Helfen eine gegenseitige Solidarität möglich wird. Daneben aber kennt die Diakonie noch andere Bereiche.

b) Gesellschaftsdiakonie

Der Glaube will dem ganzen Leben dienen und soll sich so in die Gesellschaft einbringen, dass dort etwas von den lebensbejahenden Elementen unserer Religion spürbar wird. Alle Menschen sollen teilnehmen an unserer Hoffnung, sollen profitieren von der Menschenfreundlichkeit unseres Gottes. Deshalb gehört es zur christlichen Diakonie, dass die Christen mithelfen, die gesellschaftlichen Verhältnisse so mitzugestalten, dass ein menschenfreundliches Klima entsteht und allen möglichst gute Lebensbedingungen gegeben werden. Engagement in der Gesellschaft ist also für die Christen eine diakonische Pflicht. Und das hat noch einen weiteren Aspekt, den ich als diakonisch einordnen möchte.

c) Kulturdiakonie

Religion braucht das Wort, das Zeichen, die Geste, die Inszenierung, das Bild (zumindest als Sprachbild), die Musik und andere Darstellungsformen; denn Religion kann das Geheimnisvolle ihres Inhaltes nur ausdrücken in sinnhafter Weise. Sie bedarf also der vielfachen Künste, wie die Kultur sie geformt hat und je neu formt. Religion und Kunst sind eng miteinander verwandt. Denn Künste bereiten dem Menschen einen Zugang zu dem, was sich dem politischen, wirtschaftlichen, alltagspraktischen und sonst wie verzweckten Denken nicht erschließt. Mit Hilfe von Sprache, von Zeichen, von Gesten, von Musik, von Inszenierungen lassen sich in größerer Wahrscheinlichkeit die Tiefen des Wirklichen offen legen. Das Ringen der Kunst um transzendente bzw. religiöse Wirklichkeiten fordert höchste Qualität, geht es doch um die wichtigsten Bereiche des Daseins – um das Aufnehmen der göttlichen Botschaft und um die Hinwendung des Menschen zum Allheiligen. In allen Ausdruckformen, die der Mensch zur Verfügung hat, kann und muss dies geschehen. Ein Wort will das Un-sagbare so in den Blick rücken, dass in ihm ein Hauch der göttlichen Zuwendung erahnt wird. Es darf keine Worthülse sein, die vorgibt, Tieferes zu meinen und doch keine lebenspraktische Bedeutung hat. Es muss also literarische Qualität besitzen. Eine Predigt, die nicht wenigstens im Ansatz Literatur ist, bleibt banal. Gleiches gilt von der Musik. Ob sie Worte unterstreicht im Lied oder als Tonfolge die Seele zum Schwingen bringt und damit Erkennen und Schauen initiiert, sie muss die Hörenden in die Welt des Geistigen heben, um den Widerhall der göttlichen Botschaft spürbar zu machen. Gleiches gilt vom Bild, vornehmlich auch vom Bild der Moderne. Hier hebt das Thema bzw. der Titel die Form des Gezeigten in eine höhere Dimension und erzeugt im Beschauer eine Ahnung von bislang Ungeahntem. Ein Bild, das keine Qualität besitzt, verführt zur Häresie, die im Wesentlichen darin besteht, zu meinen, in einer Dar-

stellung oder einem theologischen Begriff oder einer rituellen Handlung stecke das Eigentliche schon in seiner Ganzheit.

Die Kirche braucht also die verschiedenen Künste, um sich darzustellen in der Verkündigung, um ihre Liturgie zu gestalten und um das menschliche Umfeld mitzuprägen. Bindet sie nicht alle Künste ein, verkommt sie zu einer organisierten Religionshülle oder nimmt sektenhafte Züge an. Sekten begnügen sich allermeist mit Banal- und Popularkunst. Es ist eine diakonische Aufgabe, das Kulturell-Hochqualifizierte zu Hilfe zu nehmen für das kirchliche Handeln und (das ist die umgekehrte Linie) zugleich einen Beitrag dazu zu leisten, dass die Religion der Kultur dient bzw. dass sie einen Beitrag zur Kultur leistet – wenn wir z.B. in Zeitgenossenschaft Kirchen bauen, Musik fördern, andere Hochformen menschlicher Darstellungsarten öffentlich gestalten.

Nun ist die Frage: Wie kommen die drei verschiedenen Bereiche der Diakonie ins konkrete Leben der Kirche hinein? Wer sind die Träger der Diakonie?

II. Der Diakon als Funktionsträger und Symbolgestalt

1. Träger der Diakonie

Träger der Diakonie sind alle Getauften – wie auch bei allen anderen kirchlichen Handlungsfeldern jeder Christ und jede Christin in je eigener Weise aktiv sein soll. So sind etwa die Erstverkünder nicht Amtsträger, sondern eine Mutter, eine Oma, ein Opa usw. Auch ist jeder und jede bei der Liturgie und bei der Sorge um die Gemeinschaft beteiligt. Aber dazu gibt es Amtspersonen, welche die Aufgabe haben, zum einen allen zu helfen, dass sie ihren Beitrag leisten können in Liturgie, Verkündigung und Diakonie, und dass sie zum anderen die Sache selbst amtlich darstellen, vollziehen und repräsentieren.

Der Bischof, so behaupte ich, ist der Mann der Communio. Er muss dafür sorgen, dass alles geschieht, was geschehen muss: dass verkündet wird, und zwar gemäß der apo-

stolischen Lehre; dass die Sakramente gespendet werden gemäß der Ordnung; dass die Eucharistie Zentrum allen Handelns bleibt; dass die Versöhnung geübt wird. Er muss auch die Einheit mit den anderen Teilkirchen garantieren und so die Katholizität präsent halten. Er ist somit verantwortlich für das Ganze.

Der Presbyter ist in erster Linie der Mann der Verkündigung und Liturgie bzw. Sakramentspendung, vor allem muss er als „im Sacerdotium stehend“ – wie der Bischof – die Präsenz Christi, des Hauptes, symbolisieren und sein Wirken garantieren. Christus handelt! Ich bin nur Werkzeug. Ich – obwohl Sünder – bin aufgrund der Weihe Garant dafür: Christus ist präsent.

Was aber nun stellt der Diakon dar? Was ist seine Aufgabe? Wozu ist er geweiht? Und wofür steht er gleichsam als Symbol? Warum muss es ihn – ausdrücklich als Diakon wieder geben?

Wir haben oben gesagt: Die Diakonie muss es in der Kirche geben. Sie ist konstitutiv für das Christentum – anders als bei anderen Religionen. Es muss die Hilfe für die Armen als Solidardiakonie geben, es muss die Gesellschaftsdiakonie geben und es muss die Kulturdiakonie geben. Fällt eine davon aus, kommt die Kirche in ihrer Generation nicht ihren Aufgaben nach. Und wiewehr alle drei Varianten von Diakonie von allen geleistet werden müssen, das Ganze braucht funktionelle Führung und es braucht die permanente Erinnerung. Deshalb brauchen wir wieder den Diakon als Handelnden in der Diakonie und als Repräsentationsfigur der Diakonie. Hier nun ist dezidiert zu fragen: Was ist das Spezifische des Diakons? Warum ist sein Amt sakramental?

2. Der Diakon als geistliches Amt

Der Diakon ist der Mann fürs Praktische. Er muss im Caritativen, im Sozialen, im Organisatorischen und im Fachbezogenen aktiv werden. Er ist nicht in erster Linie ein liturgischer Dienst, wenn freilich er in der Liturgie auch Funktionen hat. Er liest dort

das Evangelium. Und ich meine, dass dies deshalb der Fall ist, weil er der Mann des Praktischen ist. Das Evangelium soll den Klang des Praktischen haben. Er, der Mann der Praxis, trägt es vor. Wenn er dann das Evangelium auslegt oder auch sonst predigt, dann soll bei ihm das Element der praktischen Orientierung dominieren. Dazu macht er noch die Regie der Feier, sorgt also dafür, dass alles einen würdigen und die Spiritualität fördernden Charakter behält. Dazu präsentiert und symbolisiert er, dass die Praxis des Lebens entscheidend ist. Deshalb entlässt er auch die Gemeinde mit dem Ruf: *Ite, missa est!* Sendung ist!

Ansonsten müssen wir, wenn wir uns Gedanken machen, wie wir die Diakone einsetzen, neu klar machen: In den drei Bereichen der Diakonie brauchen wir Diakone, damit die Kirche nicht vergisst: Wir haben in der Welt etwas vom kommenden Reich Gottes einzubringen – im Bereich des Caritativen, im Bereich des Gesellschaftlichen und im Bereich des Kulturellen. Solidardiakonie, Gesellschaftsdiakonie und Kulturdiakonie sind Handlungsfelder der Kirche, die gestaltet und repräsentiert werden müssen. Und deshalb ist das Amt des Diakons ein sakramentales Amt, d.h. ein Amt, das der Person anhaftet und deshalb auf Dauer und lebenslang gilt und nicht der Einzelbeauftragung bedarf – wohl aber der Leitung des Bischofs (wie beim Presbyter). Der Diakon ist als Person ein Zeichen für die Diakonie in der Kirche. Er soll Garant dafür sein, dass in der Kirche die Armen eine wichtige Rolle spielen, dass die Kirche sich in die Gesellschaft einbringt und dort mitwirkt, und dass in der Kirche Kultur herrscht und der Austausch mit allen kulturschaffenden Kräften der Zeit stattfindet. Dass dann all diese Dienste in einer eigenen Art von Verkündigung einmünden, dafür ist uns Stephanus, der Vorläufer der heutigen Diakone und der erste Martyrer der Kirche, Garant. Sein Dienst an den Armen ist unter der Hand zur Verkündigung geworden. Jeder kirchliche Dienst wird irgendwie immer ein Verweis werden, dass es darum geht, im Auftrag des Ewigen auf der Welt etwas zu gestalten und die Men-

schen mit der großen jenseitigen Welt in Kontakt zu bringen.

Nun stellt sich für unser Thema die konkrete Frage: Was sind die pastoralen Notwendigkeiten heute? Wie kann unter den gegebenen Umständen der Diakon in der Seelsorge wirken?

III. Pastorale Notwendigkeiten heute

Um die Frage nach dem Notwendigen beantworten zu können, müssen wir kurz die Lage skizzieren.

1. Situation und Seelsorgeschwerpunkte

Seit 1989 hat sich in unserem Land qualitativ etwas verändert. Christen stellen im ganzen Land nur noch etwa zwei Drittel der Bevölkerung, ein Drittel ist andersgläubig oder ungläubig. Und dies ist so verteilt, dass in den Ostländern Deutschlands die Mehrheit ungläubig ist, nur 25 % sind dort noch Christen. In der ganzen Republik nimmt die Zahl der Nichtchristen zu, die der Christen ab. (In der Stadt München haben wir ca 42 % Katholiken, 16 % Protestanten und 42 % Nichtchristen, d.h. genau so viele Nichtchristen wie Katholiken). Bei der Wiedervereinigung ist glaubensmäßig nicht der Westen in den Osten gewandert, sondern der Osten wanderte in den Westen. Das heißt: Bei uns im Westen wenden sich viele von der Kirche ab.

Weiterhin: Viele Katholiken wissen nicht mehr, was das Besondere ihres Glaubens ist. Es gibt so viele mediale Informationen über Religionen – über die christliche meist skurrile oder mit Skandalen verbundene. Die Leute sind desorientiert und oftmals zu synkretistischen Praktiken bereit, kann doch – wie viele meinen – überall etwas dran sein. Die Esoterik zieht bei vielen ein – das sind Formen religiöser Signale, welche den Menschen helfen, ihre vagen Glaubensahnungen irgendwie darzustellen und sich ihrer zu vergewissern. Da wir in den meisten Pfarreien

die liturgische Praxis weithin auf die Eucharistie reduziert haben, viele zu dieser Gottesdienstform aber keinen Zugang finden, ist die Entwicklung nicht verwunderlich.

Bei anderen beginnt sich ein praktischer Agnostizismus breit zu machen. Die katholischen Theologieworte greifen nicht mehr. Neue Vermittlungsversuche sind in wenigen Jahren unwirksam geworden. Biblische Sprechformen sind vielen ähnlich fremd wie Katechismussätze oder scholastische Argumentationsketten. Die vielen katechetischen Versuche, die Erfahrungsdimension einzubringen, führen bei vielen nicht bis zur theologischen Begriffswelt und damit auch nicht zur herkömmlichen Praxis. Und die Versuche, mit Katechismen Abhilfe zu schaffen, sind gescheitert. Der Gottesdienstbesuch der Katholiken ist abgesunken auf ca 13 %, ist immer noch am Sinken. Gleichzeitig hat sich in der Deutschen Kirche eine peinlich genau funktionierende Bürokratiestruktur aufgebaut, die in ihrer Perfektion die staatliche Bürokratie noch übertrifft, an der sie Maß genommen hat. In allen Bereichen hat man in den Jahrzehnten voraus viele Personalstellen geschaffen, ohne bedacht zu haben, dass das Geld weniger werden könnte. Man hat die uralte Tradition verlassen, die die vorhandenen Gelder gedrittelt hat: ein Drittel für Personal, ein Drittel für die Sachkosten und ein Drittel für die Armen. Die Personalkosten übersteigen in vielen Diözesen bereits die 50 %-Grenze. Das ist in vielen Bistümern in letzter Zeit das große Dilemma geworden.

Die Regionalisierung und Zusammenlegung vieler Bereiche fördert (zumindest bislang) nicht die Religiosität und Intensivierung des Glaubens, sondern die Bürokratisierung, da Seelsorgszentren sich als Büros und Organisationseinheiten darstellen, nicht als Gebets- und Handlungsgemeinschaften. Das ist ein Dilemma. All diese Maßnahmen geschehen weithin aus pragmatischen Überlegungen heraus. Organisationsentwickler haben das Sagen. Theologie spielt nur am Rande eine Rolle. Und das sehe ich als ein großes Problem in unserer deutschen Kirche. Die „Gott-Rede“ (Theologie) spielt nicht die Hauptrolle.

Die Frage nach der entscheidenden Aufgabe, weswegen Israel erwählt wurde und weswegen es eine Kirche geben muss, wird nicht radikal genug gestellt: Gott-Streiter sein! Sich mit Gott auseinandersetzen! Neues Israel werden! Das ist das Problem unserer Reform, zu der wir gezwungen sind. Wir fragen zu wenig nach dem, warum es uns geben muss, was unsere eigentliche Aufgabe in der Welt ist.

2. Ein Ansatz für Lösungen

Unser erstes Ziel ist es, Gottes Nähe erspüren zu lassen. Dies aber geschieht an vielen Orten und unter vielen unterschiedlichen Bedingungen. Im Dekalog, den zehn Geboten, werden uns die ersten zwei Weisungen gegeben, nachdem das Besondere unseres Gottes skizziert wurde: Einzig ist unser Gott, befreien wird er uns aus jedwem Sklavenhaus. Doch er ist das unbegreifliche Geheimnis. Deshalb dürfen wir ihn nicht einspannen für irgendwelche Interessen unsererseits, also seinen Namen nicht missbrauchen für irdische Zwecke (2. Gebot). Und – für unseren Zusammenhang entscheidend: Wir müssen uns regelmäßig seiner Nähe versichern. Deshalb wird gefordert: Halte den Sabbat (Sonntag – 3. Gebot). Unterbrich jede Woche einen Tag deine Arbeit und dein Geschäft – und halte Ruhe. Das Erste, was wir als Glaubende zu tun haben, ist Ruhe geben! Wie können wir das heute gewährleisten? Und was könnte dabei die Rolle eines Diakons sein?

a) Gebet und Liturgie – wie der Diakon helfen kann

Der jenseitige Gott erfordert eine ausgesparte Zeit, um seiner zu entsprechen, da man Gott nicht nebenher erkennen kann. Wir erinnern uns an all die Heilstaten Gottes. Erinnern im theologischen Sinn aber bedeutet, gegenwärtig werden lassen! Dass Gott gesprochen hat, soll gegenwärtig werden, d.h. er soll gegenwärtig

mit mir sprechen. Also heißt erinnern hier studieren, um intellektuell präsent zu halten und beten, um persönlich Kontakt aufzunehmen! Mit ihm sprechen über das, was er sagen ließ bzw. mir gerade sagt. Gemeinschaftlich erinnern heißt Gottesdienst feiern. Wir sollen spüren lassen: Gott ist da und redet mit uns, während wir antworten. Das Erinnern gestalten, das ist eine unserer wichtigsten pastoralen Aufgaben. In der Eucharistie findet dieses Gegenwärtigwerden der Erlösung seinen Höhepunkt.

Das aber ist noch lange nicht alles, was zum Sonntag gehört. Da gibt es diakonische Elemente, die wir neu in den Blick nehmen sollten; denn die Ruhe des Tages will uns frei machen, damit wir nicht nur Gottes Nähe suchen, sondern auch seine Geschenke wahrnehmen und dankbar annehmen. Da ist uns so Vieles in der Natur geschenkt – von der schönen Landschaft bis zu unserem gesunden Körper. Dies sollen wir am Sonntag genießen, sollen im Sport und Spiel unsere Möglichkeiten spüren, im gepflegten Essen auch den Gaumen, den Geschmacks- und Geruchsinn teilnehmen lassen am Dank-Gefühl.

Weiterhin darf uns bewusst werden, was uns in der Kultur geschenkt ist. Die Menschen haben Kunstwerke geschaffen, haben Musik komponiert, haben viele andere künstliche Räume und Gegenstände geschaffen, die uns helfen und vor allem auch erfreuen. Kultur genießen, und auch Kultur gestalten – das gehört auch zum Sonntag.

Und ein dritter Bereich soll am Ruhetag erfahren werden: Menschen sind uns geschenkt, mit denen wir in Harmonie leben dürfen. Die Gemeinschaft genießen am Sonntag – das gehört auch zum Ruhetag.

Da viele Menschen heute sich schwer tun, in diesem Sinne ihre Sonntage zu gestalten, wäre es eine eminent diakonische Aufgabe, hierfür Angebote zu machen. Die Sonntagskultur fördern! Das wäre eine wichtige Aufgabe für Diakone. (Wir werden ohnehin überlegen müssen, ob wir nicht alle pfarrlichen Aktivitäten auf den Sonntag verlegen müssen – wie weithin in Amerika. Dort hat man in manchen Gegenden immerhin

einen Gottesdienstbesuch von mehr als 50 % – dank dieser Sonntagspastoral.)

- Helfen wir den Menschen, den Sonntag zu gestalten. Der Sonntag ist für viele zu einem leeren Tag geworden, an dem sie sich langweilen oder aber hektisch durch die Gegend rasen. Zur Sonntagsgestaltung gehören über den Gottesdienst hinaus, wie eben gesagt, noch vier Elemente: genießen der Natur, teilnehmen an der Kultur, wahrnehmen des eigenen Lebens (Körper und Geist) und erfahren von (harmonischer) Gemeinschaft.

Im Vorfeld dieser Sonntagspastoral, so denke ich könnten wir dafür sorgen, dass unsere Kirchenräume, die Ruhe- und Gottesdiensträume den Menschen offen stehen.

- Öffnen wir den Menschen die Kirchenräume als geistliche Ruheräume. Sie mögen kommen und schauen und hören und riechen und zu ahnen beginnen. Viele Kirchenräume predigen von selbst. Sie helfen denen, die mit dem Gottesdienst nichts mehr anfangen können, zur Besinnung und zum Ruhen vor Gott. Das ist zunächst eine Sache der Organisation.
- Weiterhin scheint mir von großer Bedeutung: Lehren wir die Menschen das Beten. Viele Menschen haben das Beten nicht mehr gelernt und sind deshalb „sprachlos“ in geistlich-theologischen Dingen. Die liturgische Feier als beglückend erlebte Gebetsgemeinschaft könnte das Zentrum solchen Schulens sein.
- Wir sollten Gebetsgemeinschaften anregen und fördern (z.B. Bruderschaften an Kapellen oder Nebenkirchen), die täglich eine Kirche oder Kapelle aufsperrten und vor dem Zusperrten am Abend zu einer Gottesdienstfeier einladen, einer Andacht, einem Rosenkranz oder Ähnliches.

b) Lebensgestaltung aus Glaube – Anstöße durch den Diakon in der Gesellschaftsdiakonie

Wir müssen unseren Lebensraum gestalten im Sinne Christi, so haben wir oben gesagt. Dies geschieht als Solidar-, Gesellschafts-

und Kulturdiakonie. Wir prägen das tägliche Leben aus einer Glaubenshaltung heraus. Da kann es eine diakonische Aufgabe sein, zu lehren, wie wir miteinander umgehen sollen, wie wir uns grüßen, wie wir Konflikte lösen usw. Hier müssen nicht schon gleich die großen Aktivitäten im Blick sein, die politisch durchgesetzt werden. da gibt es im Vorfeld viele Möglichkeiten.

- Die Umgangsformen am Evangelium messen und alles dransetzen, dass ein ehrfürchtig-höflicher Umgang zur Selbstverständlichkeit wird.
- Nachbarschaftshilfen anregen oder aktuelle Hilfsprogramme organisieren! Es gibt aktuelle Notlagen, die behoben werden können durch Menschen, die hinschauen und andere bitten, mitzuhelfen oder ad hoc ihre Fähigkeiten einzubringen. Wichtig ist: Wir müssen sehen, wo die Gesellschaft gerade etwas braucht.
- Dann sind wohl auch gelegentlich politische, d.h. öffentlich wirksame Aktionen gefordert, die aufmerksam machen auf Entwicklungen bzw. Fehlentwicklungen und die Abhilfe fordern. Dies kann geschehen durch Pressearbeit, durch Aktionen vor Ort, durch Bildungsveranstaltungen. Vor allem muss ein Diakon, der sich hier einsetzt, sich bilden auf diesen Gebieten.

c) Anstöße für die Kulturdiakonie

Hier scheinen mir Aktivitäten in zwei Richtungen nötig. Die eine heißt: hohe Qualität und zugleich Zeitgenossenschaft im kirchlichen Bereich ermöglichen und fördern. Damit meine ich, dass wir uns darum mühen, je neue Elemente zuzulassen im Kirchenraum, bei den Veranstaltungen und im Gemeindeleben. Alles muss hohe Qualität strahlen – von der Musik bis zum Kirchenschmuck bis zu den Gewändern usw.

Die zweite Richtung: Wir müssen uns um Menschen bemühen, die kulturprägend sind in unserem Umfeld und die wir als Gesprächspartner brauchen, damit wir selbst nicht gestrig bleiben und damit wir ihnen

zugleich Anregungen geben aus unserer Profession heraus. Der Kontakt mit Künstlern aller Richtungen ist für uns unverzichtbar und ist als diakonische Aufgabe anzusehen.

In der Tradition der frühen Zeit war der Diakon dieser Gesprächspartner – hin zur Politik, hin zur Kunst, hin zur Musik, hin zur praktischen und zu gestaltenden Welt.

d) Lassen Sie mich noch zwei Zusätze anfügen, die freilich den Diakonierahmen sprengen, die mir aber wichtig sind:

- Beachten wir wieder mehr die Sakramentalien, vor allem die Segnungen. Viele Menschen haben Sehnsucht nach Schutz und „gesegneten“ Hilfen. Warum machen wir keine Führerscheinsegnung, wo doch der Führerschein für einen 18-Jährigen die eigentliche Freisprechung zum Erwachsenensein geworden ist – mit ganz anders empfundener Qualität als die Firmung? Oder warum segnen wir nicht Tiere von Menschen, denen Tiere Ersatz geworden sind – notgedrungen – für fehlende menschliche Kommunikation?
- Und achten wir wieder mehr auf die Sekundärmotivationen.

Die Menschen suchen niemals Religion allein. Da muss immer ein lebenspraktischer Gewinn dazu kommen, soll Religion wirklich zu einem Teil der Lebenspraxis werden. Die Germanen wurden nicht Christen, weil ihnen der Glaube so viel besser gefiel als ihre heidnische Mythenreligion. Sie wurden Christen, weil sie dadurch zu einer höheren Stufe in der Kultur zu finden hofften. Und indem sie diese höhere Kultur erlebten, prägte sich der Glaube in seinen Nuancen tiefer ein und bekam mehr und mehr Bedeutung. Ein junger Bursch ist früher auch nicht unbedingt um der hl. Messe willen am Sonntag in die Kirche gegangen. Viel wichtiger war ihm, dass er dort ein bestimmtes Mädchen sehen konnte und sie noch dazu einen ganzen Gottesdienst lang anschauen durfte, ohne dass dies besonders auffiel – und vielleicht hat er dann

begonnen, für sie zu beten. Und mancher Mann ging wegen des nachfolgenden möglichen Geschäfts mit einem Bekannten ohne Zögern zum Gottesdienst oder weil er anschließend Kollegen oder Freunde treffen konnte. Das Geistliche allein ist vor allem bei Menschen, die noch im Bett liegen und überlegen, ob sie jetzt tatsächlich aufstehen sollten, nicht so durchschlagend wie die Nebenmotive. Und diese Nebenmotive sind dann die Zugseile, die einen Menschen aus dem Bett ziehen. Wenn die volle Wachheit erreicht ist, dann kann auch ein geistliches Motiv wirken. Auch haben wir die halbliturgischen Zusatzmotive zurückgedrängt wie Segnungen von Osterbrot, von besonderem Weihwasser, von Kindern bei bestimmten Anlässen, von Fahrzeugen, von Tieren usw. Solcherlei war gefragt und ist es wieder. Der ganze Bereich der Sakramentalien war eine liturgische oder manches Mal auch halbliturgische Form der Inkulturation von Glaubenswahrheiten in das Lebensmilieu.

Das Geistliche braucht immer einen irgendwie gearteten lebenspraktischen Zusatz. Und da kann der Diakon erfinderisch werden und praktische Möglichkeiten schaffen.

Schluss

Die Diakonie ist für die gegenwärtige Kirche in unseren Landen eine wesentliche Aufgabe. Sensibel müssen wir wahrzunehmen lernen, was im caritativen Bereich Not tut, wie sich die Kirche im gesellschaftlichen Bereich neu positionieren muss, und wie wir unseren Beitrag für die Kultur leisten können. Das Jubiläum sollte uns Anstoß geben, neu darüber nachzudenken.

Anmerkung:

- ¹ Gekürzte Fassung eines Vortrags beim 40-jährigen Jubiläum „Diakon im Bistum Regensburg“ am 22. Juni 2013 in Spindelhof.

Räume betreten – Räume verlassen

Die Aktion „Zu Tisch – mit Gott und der Welt“ im Bistum Aachen

Die Frage zu Beginn eines Presseartikels über neue Möbel-Trends irritiert: „Wie kann man dem denkbar schlichten Prinzip des Ziehens einer begrenzten zweiten Ebene parallel zum Boden permanent Neues abgewinnen?“¹ In dieser Frage steckt die zutreffende wie minimalistische Beschreibung eines Tisches.

Ist also alles schon gesagt zu dem Alltagsgegenstand, den jeder unbewusst mehrfach am Tag in Gebrauch nimmt? Nein, das Minimalistische, das einfache Prinzip eines Tisches bleibt, auch wenn der Tisch mit allerhand Funktionen beladen wird: Der Tisch ist ein Ort, wo Menschen sich treffen, gemeinsam feiern, sich streiten und sich wieder versöhnen, es ist ein Ort des Essens und der Geselligkeit, es ist aber auch manchmal ein Ort der Ausgrenzung oder Einsamkeit. Der Tisch kann zudem zum Ort des Mahls werden, zu dem Jesus seine Jünger eingeladen hat. Der Rahmen ist also weit gespannt, als das Bistum Aachen die bistumsweite Aktion „Zu Tisch – mit Gott und der Welt“ für das Jahr 2013 ins Leben gerufen hat. Im Folgenden wird über diese Aktion berichtet und es sollen einige Schlussfolgerungen skizziert werden.

1. Die Idee zur Bistumsaktion

Die ganzjährige Aktion hatte im Jahr 2009 einen Vorläufer: Bischof Dr. Heinrich Mussinghoff lud damals die Menschen im Bistum Aachen ein, sich mit Gottes Wort in der Welt auseinanderzusetzen. Es entstand

die Aktion „gottes-wort am menschen-ort“, in deren Rahmen an vielen Menschen-Orten, vom Wochenmarkt bis zur Sparkasse, Gottes Wort kreativ nachgespürt wurde. Die Erfahrungen waren sehr positiv; der für Gemeinden, Verbände, Einrichtungen usw. offene Ansatz ließ ein gutes Miteinander im Bistum entstehen und zudem das vielfältige Engagement an zahlreichen Orten kirchlichen Lebens erkennen.

Für das Jahr 2013 sollte Ähnliches gelingen. Stand 2009 das „Wort“ im Mittelpunkt, war es nun das „Mahl“. In der Konzeptplanung stellte sich jedoch bald heraus, die Bistumsaktion könnte durch die kirchlich relativ stark bestimmte Semantik des Begriffs „Mahl“ eine ungewollte Einführung erfahren. Schließlich wollte man in jedem Fall auch Menschen erreichen, die sonst mit Kirche und mit ihrer spezifischen Sprache weniger zu tun haben. So entstand der Aktionstitel: Zu Tisch – mit Gott und der Welt.

Thematischer Ausgangspunkt blieb jedoch das Mahl, an das vier Perspektiven geknüpft wurden, um eine Beziehung zur alltäglichen Lebenswirklichkeit herzustellen. Als zentrale Begriffe wurden „Gastfreundschaft“, „Gemeinschaft“, „Ritual und Feier“ sowie „Verantwortung“ gewählt. Mit diesen Dimensionen lässt sich ein Bezug zur Eucharistie herstellen; es kann aber auch die unmittelbare Alltagskultur vieler Menschen angesprochen werden.

Das Bistum hat die Gemeinden, die katholischen Verbände und Einrichtungen angesprochen, auch der diesmaligen Einladung des Bischofs zu folgen: „Lassen Sie Ihre Arbeit am Ort sichtbar werden, inspirieren Sie andere und lassen Sie sich selbst inspirieren: Ganz gleich, ob bei Gesprächen im Kleinen oder bei großen Projekten, folgen Sie der Einladung: ‚Zu Tisch – mit Gott und der Welt.‘“²

Das Symbol des Tisches ermöglichte vielfältige Zugänge zur Bistumsaktion: Präsentation etablierter Angebote in einem erweiterten Rahmen, die Aufstellung einer großen Tafel beim nächsten Pfarrfest oder die Erprobung neuer Veranstaltungsforma-

te, die den Tisch in einer seiner Dimensionen besonders in den Mittelpunkt stellen. Die Aktion konnte somit sowohl ohne allzu großen zusätzlichen Arbeitsaufwand aufgegriffen werden, als auch zum Anlass genommen werden, Neues intensiv auszuprobieren.

Seitens des Bistums wurden durch drei Aktionszeitungen und eine Internetseite nicht nur Berichte über Veranstaltungen verbreitet, sondern weitere thematische Kontextualisierungen gesetzt: Gesellschaftlich-Kommunales zum Thema Urban Gardening und zur Stadternährung, Politisch-Kommunikatives zu den Möglichkeiten von „Runden Tischen“ oder Künstlerisches durch Vorstellung einer Mahl-Fotografie der Düsseldorfer Künstlerin Prof. Katharina Mayer (das Kunstwerk wurde zudem in der Pax-Christi-Kirche in Krefeld ausgestellt). Eine zeitliche Phasierung wurde während des Aktionsjahres erreicht durch die Verbindung mit der Misereor-Fastenaktion „Wir haben den Hunger satt!“, deren bundesweite Eröffnung 2013 im Bistum Aachen stattfand und die somit besonders präsent war. Im Herbst hatte man im Bistum schließlich bereits die Heiligtumsfahrten 2014 im Blick, auch in Mönchengladbach, wo das Abendmahlstuch aufbewahrt und verehrt wird und gut in die Perspektive der Zu-Tisch-Aktion eingefügt werden konnte. Entsprechend fand Ende 2013 die Bistumsaktion im Mönchengladbacher Münster ihren offiziellen Abschluss.

2. Der Tisch verbindet

Rund 100 besonders gestaltete Gottesdienste, kreative Tisch-Gemeinschaften und kommunikative Begegnungen sind so über das Jahr im ganzen Bistum zusammengekommen. Ebenso positiv war die Resonanz in den Medien, die sich in den vielen Berichten der Lokalzeitungen aus dem Bistumsgebiet und im WDR-Fernsehen widerspiegeln. Außerdem hat die Kirchenzeitung für das Bistum Aachen die Aktion das ganze Jahr intensiv begleitet.

Ein thematischer Schwerpunkt der Bistumsaktion bildete sicher die Verbindung

des Tisches mit diakonischen Projekten. Der Tisch hat sich dabei als ein ausgezeichnetes Symbol und als tatsächliches Instrument dafür herausgestellt, dass sich Menschen auf Augenhöhe begegnen können. Besonders Caritas-Einrichtungen und Arbeitsloseninitiativen haben die Aktion genutzt, ihr Engagement einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen. Oftmals wurde der Tisch aber selbst Thema, etwa als Mittel der Erinnerung an die eigene Lebensgeschichte bei einem Seniorencafé: „Was habe ich in meinem Leben alles an einem Tisch erlebt?“

Auf großes Interesse stieß während des Jahres auch das naheliegende Tisch-Thema Essen und Ernährung. Wo kommen unsere Lebensmittel her, die wir täglich essen? Wer hat diese und unter welchen Bedingungen hergestellt? Wie gehen wir als Christinnen und Christen mit unserer Nahrung um? Diese Fragen waren von Beginn an ein wichtiges Thema der Bistumsaktion. Die Eröffnung der Aktion wurde entsprechend mit einem öffentlichen Open-Air-Kochen am Aachener Elisenbrunnen gestaltet. Der Aktionskoch Wam Kat hat gemeinsam mit Schülern des Bischöflichen Pius-Gymnasiums (Aachen) aus Obst und Gemüse eine gute und heiße Suppe gekocht, die dann zusammen mit dem Bischof an Passanten verteilt wurde. Die Zutaten waren am Tag zuvor von Spendern eingesammelt worden: Oft können ja Lebensmittel, obwohl sie noch sehr gut sind, nicht mehr vermarktet werden, weil sie zum Beispiel keine handelsgängige Form haben. Die Eröffnung war ein sinnliches Zeichen gegen die Lebensmittelverschwendung.

Bemerkenswert ist an der Eröffnung gewesen, dass Kirche sich hier in einem alltäglichen Kontext (Fußgängerzone) mit einem praktischen Thema (Lebensmittelverschwendung) präsentierte, das viele Menschen bewegt. So sind an diesem Tag, neben vielen zufälligen Passanten, kirchliche Gruppen wie die Klasse einer bischöflichen Schule und (eher kirchenferne) Engagierte um den Aktivist Wam Kat aufeinandergetroffen. Während der Aktion wurde aber ganz automatisch deutlich: Ein gemeinsames Handeln

für eine sinnvolle Sache ist eine Bereicherung. Kirchliche Praxis kann sich so in der Welt äußern, ohne vereinnahmend zu sein, aber auch ohne Selbstverleugnung.

Die skizzierten Tisch-Erfahrungen während der Bistumsaktion zeigen, dass das Hinausgehen aus dem Gewohnten für die Organisatoren auf Orts- wie Bistumsebene motivierend ist, messbar nicht nur in quantitativem Zuspruch, sondern auch in der Qualität der Begegnungen. Aus dieser Beobachtung heraus versucht das Bistum über das Aktionsjahr hinaus mit dem Thema der Lebensmittelverschwendung ansprechbar zu sein und organisiert weitere Veranstaltungen und Aktionen hierzu. Der Tisch verbindet, auch weiterhin.

3. Mit dem Tisch unterwegs: zwei Beispiele

Vom Bistum ist durch zwei weitere Aktionsformen das Verlassen traditioneller kirchlicher Räume während der Bistumsaktion angestoßen worden. Der Tisch lädt die Kirche ein, sich seiner Kommunikativität und Offenheit zu bedienen und sich den Menschen tatsächlich im besten Sinne auszusetzen.

Zum einen wurde – nach dem Vorbild einer evangelischen Gruppe in Hamburg – ein Straßentheater organisiert, das das berühmte „Abendmahl“ von Leonardo da Vinci von einer Schauspielgruppe nachstellt. In Aachen und Mönchengladbach wurde das Bild in der Fußgängerzone von 13 Schauspieler/-innen aufgeführt, die sich zur Bistumsaktion zusammengefunden hatten. Schweigend ging die Gruppe durch die Straßen und hat dann an markanten Plätzen einen sechs Meter langen Tisch aufgebaut, den Tisch gedeckt und eine Tischgemeinschaft angedeutet, die schließlich mehrere Minuten in der Form erstarrt ist, genau so wie sie viele Menschen von Leonardo kennen. Die Passanten haben dabei eine Postkarte mit dem Originalbild und einer kurzen Erläuterung erhalten. Die gespielte Szene während der Aktion war

sehr beeindruckend – und noch spannender waren die Reaktionen: Die Schauspieler/-innen selbst haben zwar in ihrer Rolle nicht mit dem Publikum gesprochen, mit den Begleitern gab es aber einen regen Austausch. Überwiegend waren die Reaktionen positiv und konstruktiv, gleichwohl die Assoziationen mit der dargestellten Situation sehr unterschiedlich gewesen sind, abhängig von der Prägung des jeweiligen Stadtteils. Berührt hat diese besondere Tisch-Aufführung aber viele Passanten und es gab spontane Äußerungen wie: „Mit der Kirche habe ich nichts mehr zu tun, aber das finde ich gut“. Den Organisatoren ging es dabei weniger um eine enge missionarische Zielsetzung, sondern vielmehr um die schlichte Einladung, sich selbst zu fragen: „Was ist eigentlich an diesem Abend passiert? Was bedeutet das für mich?“

Das zweite Beispiel ist ein Tisch-Aktionsbus: Zwei Monate brachte ein kleiner Aktionsbus Menschen im ganzen Bistum an einem Tisch zusammen. An den Standorten wurde eine einladende Situation geschaffen und die Tischbesucher kamen sprichwörtlich über Gott und die Welt miteinander ins Gespräch. Der Bus konnte in den Monaten Mai und Juni von Gruppen und Einrichtungen im Bistum bestellt werden; die Nutzung des besonders gestalteten Tisches samt Stühlen und einiger anderer Requisiten oblag dann den Gastgeber von Tisch und Bus. Insgesamt wurden 19 Stationen angefahren, von Krefeld bis Schleiden, von Herzogenrath bis Jüchen. Der Tisch war so in einem Arbeitslosenzentrum zu Gast, bot einer St. Matthias-Bruderschaft auf dem Weg nach Trier einen Ort der Rast, beheimatete einen koptisch-katholischen Bischof zum Gespräch über Ökumene, oder die spanische Gemeinde erzählte am Tisch von ihrer alten und neuen Heimat. Der Bus machte auf Marktplätzen und vor Supermärkten halt, er war Teil einer Fronleichnamsprozession und begleitete die Schützen bei einem Johannisfeuer. An vielen Orten haben die Gastgeber am Tisch Gespräche geführt, die so an einem konventionellen Ort weniger geglückt wären.

4. Einige Schlussfolgerungen aus der Bistumsaktion

Kirche wird auch zukünftig ansprechbar sein, wenn sie ihre gewohnten Räume verlässt, bei den Menschen ist, die sich nicht (mehr) der Kirche oder einer Religion zugehörig fühlen. Die zu erwartenden Reaktionen werden überwiegend positiv und motivierend sein. Eine Aktion, die von Bistumsebene angestoßen wird, kann solche Begegnungen erleichtern, wenn sie intern einladend auf die kirchliche Ortsebene einwirkt, sich zu öffnen und selbständige Wege ohne Angst auszuprobieren. Die Bistumsaktion zeigt dabei: Kirche kann eine einfache und einladende Form annehmen. Die minimalistische und schlichte Form eines Tisches (ebenso wie andere Elementarisierungen) können komplexe Sozialformen wie die einer Gemeinde entlasten: Steht ein konkretes, greifbares Thema im Mittelpunkt, wird man selbst greifbar.

Dabei spielt das Leitbild von „Kirche als sozialem Netzwerk“ (Michael Hochschild³) eine orientierende Rolle. Eine so angelegte Aktion vernetzt verschiedene Praxisformen in einer Diözese. Unterschiedliche kirchliche Akteure erfahren voneinander, pflegen den Austausch und bilden neue Kooperationen. („Gemeinsam ist man an einem wichtigen Thema dran.“ / „Nicht immer nur Selbstbeschäftigung.“) Gerade weil kirchliches Handeln sich immer weniger nur in Gemeinden abspielt, werden Methoden, die die Gemeinden, Gruppen, Projekte, Vereine und Einzelinitiativen inhaltlich miteinander ins Gespräch bringen, wichtiger. Wenn es dann auch noch gelingt deutlich zu machen, dass die kirchliche Programmatik und kirchliches Engagement auf gesellschaftliche Herausforderungen reagieren und sich anschlussfähig erweisen an soziale Bewegungen, im Fall der Bistumsaktion zum Beispiel an Kampagnen gegen Nahrungsmittelverschwendung und -spekulation, dann ist ein Stück Zukunft für die Kirche gewonnen.

Offenheit schafft dabei Verbündete: Die aktive Integration der Akteure aus kirchlichen und nicht-kirchlichen Kontexten

führt zu Erfolgserlebnissen und gegenseitiger Vertrautheit. Die diözesane Struktur hat die Chance, durch eine thematische Aktion Netzwerke anzuregen: Kirchen-intern wird an einem Thema quer über die Strukturen zusammengearbeitet (Gemeinden, Verbände, Einrichtungen) und so können zudem Inhalte in die Gesellschaft (kirchen-extern) kompetent, arbeitsteilig und passgenau eingespielt werden. Die Kirche hat die Möglichkeit, bei Themen aus der Lebenswirklichkeit ihre Sicht nachvollziehbar zu vertreten. Auch wenn die Kirche heute oft nicht mehr der erste Ansprechpartner ist, heißt dies schließlich nicht, dass ihre Meinung nicht eine essentielle und nachgefragte Bereicherung gesellschaftlicher Diskurse sein kann.

In Zeiten knapper werdender Ressourcen ist für große Institutionen wie die Kirche ein immer wieder neu verschriebener Aufbruch nicht leicht zu realisieren. Eine Bistumsaktion kann nur für einen zeitlich befristeten Rahmen als Aktion funktionieren. Es bleibt jedoch die Hoffnung, dass sich die Verbindungen und Knotenpunkte, die sich bei einer solchen oder ähnlichen thematischen Aktion bilden, als kleine Netzwerken etablieren. Ein solches Netzwerk könnte je nach Bedarf in unterschiedlicher Intensität aktiviert werden, so dass man nicht stetig in einem Aktivismus-Modus arbeitet, aber doch schnell handlungsfähig ist. Am Tisch verharret man ja nicht auf ewig, er impliziert den Aufbruch. Wenn Aktionen wie „Zu Tisch – mit Gott und der Welt“ Anregungen sind, Neues auszuprobieren, aber nicht um des Neuen wegen, sondern weil Stillstand keine Option ist, ist schon viel erreicht.

Die Perspektive der geschilderten Aktion kann durchaus Auswirkungen auf die Sozialform kirchlichen Handelns haben, deren Umbruch erkennbar, deren zukünftige Struktur aber noch unklar ist. Aktuell wird die Debatte hier stark auf die Gemeindeebene konzentriert. Themen sind etwa die Neustrukturierung von pastoralen Räumen, die Frage nach der Bedeutung von Kleinen Christlichen Gemeinschaften oder die Möglichkeit von Kirchenpflanzungen.

Die Zu-Tisch-Aktion geht da einen etwas anderen Weg. Sie nimmt die Bistumsebene in den Blick. Sie sammelt ein, wo Christinnen und Christen sich (noch) engagieren, sie gibt inhaltliche Impulse, stärkt und fördert hier und da vielleicht auch Neues, und sie lädt vor allem alle möglichen Gruppen ein mitzumachen. Ziel ist es als Kirche trotz gesellschaftlichem Bedeutungsverlust und schrumpfender Mitgliederzahl in der Öffentlichkeit präsent zu sein, denn dies ist eine wesentliche Voraussetzung dafür, zu den Menschen Zugang zu haben und ihre Themen ansprechen zu können – und gerade hier liegt eine bedeutende diözesane Aufgabe. Womöglich gelingt dann die Entwicklung beweglicher Formen und die Stärkung von Netzwerken und Kirche punktet wieder bei jenen Zeitgenossen, die an Lösungen der gesellschaftlicher Krisen dran sind. Schön jedenfalls wäre es. Vielleicht geht da ja noch was.



Weitere Informationen:

www.zutisch2013.de

Die Aktionszeitungen können kostenlos angefordert werden: Tel. 0241/452-857

Anmerkungen:

- ¹ Uta Abendroth, dpa (15.4.2012): Neue Tische. Auf einer höheren Ebene. <http://www.manager-magazin.de/lifestyle/stil/a-826482.html> (abgerufen am 8.9.2014)
- ² Bischof Dr. Heinrich Mussinghoff, in: Zu Tisch – mit Gott und der Welt. Zeitung zur Aktion im Bistum Aachen, 1-2013, S. 1.
- ³ Vgl. Michael Hochschild: Religion in Bewegung. Zum Umbruch der katholischen Kirche in Deutschland. Münster 2001.

Klaus Vellguth

MissionRespekt

Ökumenischer Kongress zum christlichen Zeugnis in einer multireligiösen Welt

Als ein ökumenisches Ereignis bezeichneten nicht nur die Veranstalter den Kongress „MissionRespekt“, der im August in Berlin stattfand und rund 250 Christen aus den verschiedenen Kirchen in Deutschland zusammenführte. Im Zentrum des Kongresses stand die Frage, wie Mission zu Beginn des dritten Jahrtausends auszusehen hat.

Schon das Ereignis an sich hatte einmaligen Charakter: Vertreter der katholischen und der evangelischen Kirche, evangelikaler und freikirchlicher Gemeinschaften kamen in Berlin zu dem von einem breiten ökumenischen Trägerkreis organisierten Kongress „MissionRespekt“ zusammen, um sich intensiv mit dem ökumenischen Dokument „Christliches Zeugnis in einer multireligiösen Welt“ zu beschäftigen, das vom Päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog (PCID), dem Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) sowie der Weltweiten Evangelischen Allianz (WEA) in einem fünfjährigen Dialogprozess erarbeitet und im Jahr 2011 verabschiedet worden war.¹ Die Kirchen waren beim Berliner Kongress auffallend „ranghoch“ vertreten: So nahm neben dem Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen, Olav Fykese Tveit, dem Generalsekretär der Weltweiten Evangelischen Allianz, Geoff Tunnicliffe, auch Miguel Ángel Ayuso, Sekretär des Päpstlichen Rates für den Interreligiösen Dialog, an dem ökumenischen Kongress teil.

Im Zentrum des Kongresses stand das Dokument „Christliches Zeugnis in einer multireligiösen Welt“. Dieses Dokument versteht sich nicht primär als ein theologisches oder gar missionswissenschaftliches Dokument, sondern setzt sich mit praktischen Fragen zu einem zeitgemäßen sowie kon-

textangemessenen christlichen Zeugnis in einer multireligiösen Welt auseinander und formuliert Empfehlungen für einen Verhaltenskodex. Dieser Verhaltenskodex ist, so der Trägerkreis des Kongresses „MissionRespekt“, in diesen Tagen „besonders aktuell, weil an vielen Orten der Erde Spannungen zwischen Gruppen unterschiedlicher religiöser Prägung wachsen“²: Ein Blick auf die Weltkarte zeigt, dass das hoch explosive Spannungsfeld religiös begründeter Konflikte tatsächlich vom westafrikanischen Mauretania über den nordafrikanischen Magreb-Bereich, die arabische Halbinsel sowie über den Nahen und Mittleren Osten bis weit nach Südasien reicht. Gerade die in den letzten Wochen und Monaten aufflackernden Konflikte mit den Milizen des Islamischen Staates (IS) zeigen, dass zunächst regional begrenzte, scheinbar religiös motivierte Konflikte in nur wenigen Wochen zu internationalen bewaffneten Konflikten eskalieren können. „Wir befinden uns in einer Zeit, die durch eine heftige Wiederbelebung religiöser Bezüge geprägt ist“, betonte auch Bundestagspräsident Norbert Lammert die Aktualität des ökumenischen Kongresses und warnte davor, sich mit Blick auf die friedliche Koexistenz der Religionen mit einfachen Antworten zufrieden zu geben. Dem stimmte Thomas Silberhorn, Parlamentarischer Staatssekretär im Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, zu und verwies ebenfalls auf die Zunahme religiöser Konflikte weltweit: „Viele Konflikte lassen sich nicht verstehen, ohne die Bezüge zu Religion und zum Glauben zu erfassen“, betonte Silberhorn.

Christlicher Verhaltenskodex

Umso wichtiger ist es, dass mit dem ökumenischen Dokument „Christliches Zeugnis in einer multireligiösen Welt“ ein Verhaltenskodex entwickelt worden ist, der zu einem respektvollen Umgang zwischen den Religionen und Konfessionen beitragen soll. Ausgangspunkt für die Erarbeitung

des Verhaltenskodex war die Erfahrung von Christen, dass Christen anderer Denominationen versuchten, Christen mit zweifelhaften Methoden „abzuwerben“ und der eigenen Gemeinschaft bzw. Konfession anzugliedern, erinnerte Miguel Ángel Ayuso Guixot, Sekretär des Päpstlichen Rates für den Interreligiösen Dialog, in Berlin an den Konflikt, der am Anfang eines im weiteren Verlauf höchst konstruktiven ökumenischen Prozesses stand.³

Der Verhaltenskodex zum christlichen Zeugnis in einer multireligiösen Welt weist darauf, dass christliches Zeugnis bedeutet, ein Leben der Liebe zu führen und Christus nachzufolgen in einer Weise, die von Integrität, Mitgefühl und Demut bestimmt ist. Einen eigenen Abschnitt widmet das Dokument den „Taten des Dienens und der Gerechtigkeit“⁴ und betont darin, dass Christen berufen sind, anderen Menschen „zu dienen und dabei Christus in den Geringsten ihrer Schwestern und Brüder zu erkennen“. Gewalt als Mittel der Mission lehnt der ökumenische Verhaltenskodex kategorisch ab und formuliert unmissverständlich: „Christ/innen sind aufgerufen, in ihrem Zeugnis alle Formen von Gewalt und Machtmissbrauch abzulehnen, auch deren psychologische und soziale Formen.“⁵ Respekt und Solidarität – gerade auch mit Andersgläubenden – sind zwei Schlüsselbegriffe des Dokumentes, das den alten Konflikt zwischen Mission und Dialog beilegt⁶ und auch in der Mission auf Dialog und interreligiöse Beziehungen setzt, „um gegenseitiges Verständnis, Versöhnung und Zusammenarbeit für das Allgemeinwohl zu fördern“⁷.

Einsatz für Religionsfreiheit

Basis des gesamten Verhaltenskodex zum christlichen Zeugnis in einer multireligiösen Welt ist das uneingeschränkte Bekenntnis zur Religionsfreiheit, die allerdings in weiten Teilen der Erde missachtet wird. So hatte zuletzt erst der Ökumenische Bericht zur Religionsfreiheit von Christen weltweit 2013 alarmierende Zahlen präsentiert.⁸

Während in (West-) Europa weitläufig der Eindruck besteht, dass der Einsatz für Religionsfreiheit in der Vergangenheit längst erfolgreich geführt worden ist, werden gegenwärtig Menschen in 160 Ländern daran gehindert, ihren Glauben frei auszuüben oder sich zu einer Religionsgemeinschaft ihrer Wahl zu bekennen.⁹ Das Recht auf Religionsfreiheit sei „heute wohl das am meisten beeinträchtigte und gefährdete Menschenrecht auf unserer Erde“¹⁰, beklagt jüngst der Münchner Kirchenrechtler Stephan Haering. Was die Einschränkung von Religionsfreiheit konkret bedeutet, schilderte der katholische Erzbischof von Vasai (Indien), Felix Machado, auf dem Kongress „MissionRespekt“. Er berichtete von alltäglichen Repressalien, denen die kleine christliche Minderheit in seiner Heimat ausgesetzt ist. Auch die Gesetzeslage in Indien führe zu einer Diskriminierung von Christen. Obwohl die indische Verfassung (auf nationaler Ebene) Religionsfreiheit garantiere, würde Hindus durch sogenannte „Antikonversionsgesetze“ (auf Ebene der Bundesstaaten) verwehrt, die Religionszugehörigkeit zu wechseln. Umso wichtiger sei für die Christen in Indien das klare Bekenntnis des ökumenischen Verhaltenskodex „Christliches Zeugnis in einer multireligiösen Welt“: „Religionsfreiheit beinhaltet das Recht, seine Religion öffentlich zu bekennen, auszuüben, zu verbreiten und zu wechseln. Diese Freiheit entspringt unmittelbar aus der Würde des Menschen, die ihre Grundlage in der Erschaffung aller Menschen als Ebenbild Gottes hat (vgl. Genesis 1,26). Deswegen haben alle Menschen gleiche Rechte und gleiche Pflichten. Überall dort, wo irgendeine Religion für politische Zwecke instrumentalisiert wird oder wo religiöse Verfolgung stattfindet, haben Christ/innen den Auftrag, als prophetische Zeugen und Zeuginnen solche Handlungsweisen anzuprangern.“¹¹ missio-Präsident Klaus Krämer, einer der Haupt-Initiatoren des Kongresses, betonte ebenfalls die Unantastbarkeit der Religionsfreiheit und verwies darauf, dass es zum christlichen Auftrag gehöre, sich

weltweit für dieses Menschenrecht einzusetzen, das Christen, Muslimen, Buddhisten, Hinduisten und Angehörigen anderer Religionsgemeinschaften nicht verwehrt werden darf. „Der Einsatz der Christen für das Recht auf Religionsfreiheit ist immer auch schon Mission“, so Krämer.¹²

Rezeption des ökumenischen Dokumentes

Eine lebendige Rezeptionsgeschichte hat das noch so junge ökumenische Dokument zum christlichen Zeugnis in multireligiöser Welt seit seiner Unterzeichnung vor zweieinhalb Jahren erlebt. Mehrfach wurde das Dokument im Rahmen der Vollversammlung des ÖRK in Busan im November 2013 erwähnt. In Bangkok fand im Dezember 2013 ein Treffen der asiatischen Bewegung für die christliche Einheit statt, die sich ebenfalls mit dem Dokument auseinandergesetzt hat. In Toronto kam die kanadische Bischofskonferenz im Jahr 2011 zusammen, um die Bedeutung des Dokumentes für die Christen in dem nordamerikanischen Land zu diskutieren. Im Libanon wurde das Dokument im Februar 2014 in einer vom Institut für Studien zum Mittleren Osten organisierten Veranstaltung diskutiert. Aber auch in Brasilien, Indien, Norwegen, Nigeria, Myanmar und zahlreichen anderen Ländern der Welt sind Rezeptionsprozesse bekannt, in deren Verlauf kirchliche Institutionen ausgehend von dem ökumenischen Kodex eigene Verhaltensregeln entwickelt haben. Optimistisch formulierte diesbezüglich Indunil J. K. Kodithuwakku vom Päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog: „Richtig umgesetzt werden die Verhaltensrichtlinien den Weg für neue ökumenische und interreligiöse Beziehungen ebnen.“¹³

Rezeption in Deutschland

Der zweitägige Kongress „MissionRespekt“ war ein wichtiger Beitrag dazu, das auf breiter ökumenischer Basis erarbeitete Do-

kument zum christlichen Zeugnis in einer multireligiösen Welt nun auch in Deutschland verstärkt zu diskutieren. Denn tatsächlich hat sich auch die gesellschaftliche Realität in Deutschland dahin verschoben, dass (neben fünf Prozent Muslimen) zwar noch rund 60 Prozent der Bevölkerung einer christlichen Kirche angehört, dass aber mehr als ein Drittel der Gesamtbevölkerung konfessionslos ist und mit beinahe 30 Millionen Personen die größte Bevölkerungsgruppe in Deutschland darstellt. Umso wichtiger wird es, auch in Deutschland zu diskutieren, wie ein angemessenes Bekenntnis zum eigenen Glauben aussehen kann, ohne die religiösen Gefühle der Angehörigen anderer Religionen bzw. konfessionsloser Menschen zu verletzen. Gerade angesichts des frischen Windes aus Rom, der mit dem Schreiben *Evangelii gaudium* und seinem unverkrampften Eintreten für eine freudige Form der Evangelisierung auch nach Deutschland wehte, muss in der deutschen Kirche neu reflektiert werden, wie eine Evangelisation, Mission bzw. Verkündigung tatsächlich in einer multireligiösen Gesellschaft realisiert werden kann. Dies war übrigens auch eine der überraschenden Erkenntnisse des Berliner Missions-Kongresses: Gerade evangelische und evangelikale Christen haben sich intensiv mit *Evangelii gaudium* auseinandergesetzt und äußern sich mit Blick auf das päpstliche Lehrschreiben positiv über den frischen Geist der Verkündigung, das klare Bekenntnis zu einer Option für die Armen, das prophetische Rufen gegen ausbeuterische Auswüchse des Welt-Wirtschaftssystems und den Aufruf zu einer Selbstevangelisierung der Kirche. In der Mission scheint die Ökumene tatsächlich auch inhaltlich weit fortgeschritten. Ein Vergleich der im November 2013 von Papst Franziskus veröffentlichten Exhortatio „*Evangelii gaudium*“ mit dem vom Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) im September 2013 verabschiedeten Missionsdokument „*Gemeinsam für das Leben*“¹⁴ zeigte während des Berliner Kongresses die zahlreichen Gemeinsamkeiten zwischen den beiden missionarisch ausgerichteten Dokumenten auf.

Bekenntnis zum ökumenischen und interreligiösen Dialog

Es ist nicht zu viel gesagt, den Kongress in Berlin als ein „echtes ökumenisches Ereignis“ in Deutschland zu bezeichnen. Wohl noch nie zuvor kamen Christen aus so vielen unterschiedlichen Kirchen und Gemeinschaften zu einem auf eine so breite ökumenische Basis gestellten Kongress zusammen. Ähnlich wie bei früheren Rezeptionsschritten des Verhaltenskodex zum christlichen Zeugnis in multireligiöser Welt in anderen Ländern hat der „Kongress MissionRespekt“ gezeigt, dass der Verhaltenskodex dazu anregt, auf ökumenischer Basis über Fragen des interreligiösen Dialogs nachzudenken. Darüber hinaus zeigten sich in Berlin gerade auch Missionswissenschaftler an dem Dokument interessiert, auch wenn es sich selbst nicht als ein missionswissenschaftliches Dokument versteht. Die Diskussion des Dokumentes führte dazu, dass die Unveräußerlichkeit der Menschenrechte (sowie deren Beachtung im Rahmen der Mission) hervorgehoben wurde. Und schließlich trug der Kongress dazu bei, die ökumenischen Beziehungen in Deutschland zu intensivieren und in einer wohlthuenden Weise mit Leben zu füllen. Mit Blick auf die ökumenische Kongress-Erfahrung betonte die evangelisch-methodistische Bischöfin Rosemarie Wenner, die Fremdheit zwischen den Teilnehmern sei während der Begegnungen im Rahmen des Kongresses abgebaut worden. Dem schloss sich Präses Michael Diener von der Evangelischen Allianz an, der abschließend festhielt, dass die Christen der verschiedenen Konfessionen nicht bei den „Distanzierungen der Vergangenheit“ stehenbleiben dürften. Einig waren sich die Kongress-Teilnehmer, dass die Verkündigung der christlichen Botschaft in den multireligiösen Gesellschaften des 21. Jahrhunderts auf einen respektvoll zu führenden Dialog angewiesen ist: „Wir sind der Überzeugung, dass es keine Alternative zum friedlichen Miteinander der Religionen geben kann“¹⁵, so der Trägerkreis des Kongresses. „Dies verlangt von uns Christen ein ein-

ladendes Bekenntnis unseres Glaubens, die respektvolle Zuwendung zu Menschen anderer religiöser Überzeugungen und Solidarität mit denen, denen das Ausdrücken ihrer religiösen Überzeugungen verwehrt wird.“¹⁶ Gemeinsam müsse all jenen entgegen getreten werden, die Religion missbrauchen, um politische Konflikte auszutragen. In Berlin bestand Einigkeit darüber, dass gerade im Blick auf die Verfolgung von Christen und anderen religiösen Gruppierungen im Irak, in Syrien und vielen anderen Ländern der Welt die Christen aller Konfessionen zusammenstehen und Wege zu einem gewaltlosen interreligiösen Dialog bahnen müssten.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. Troll, Christian/ Schirmacher, Thomas, Der innerchristliche Ethikkodex für Mission: Eine Einführung, in: Materialdienst der EZW, Berlin, 74 (2011), Heft 8, S. 293-295.
- ² Trägerkreis des Kongresses MissionRespekt, Abschlusserklärung vom 28.8.2014, unveröffentlichtes Dokument, Berlin 2014.
- ³ Vgl. Gerth, André, Konfliktfeld Konversion. Zu einem neuen Verhaltenskodex für die Mission, in: Missio Korrespondenz, 4 (2011), H. 3, S. 9-10.
- ⁴ Päpstlicher Rat für den Interreligiösen Dialog/Ökumenischer Rat der Kirchen/Weltweite Evangelische Allianz, Christliches Zeugnis in einer multireligiösen Welt. Empfehlungen für einen Verhaltenskodex Nr. 4, zitiert nach: Trägerkreis des Kongresses MissionRespekt (Hg.), Studienausgabe zum ökumenischen Dokument „Christliches Zeugnis in einer multireligiösen Welt“, Hamburg/Aachen 2014, 12.
- ⁵ a.a.O., 13.
- ⁶ Vgl. Krämer, Klaus, Mission im Dialog, in: Krämer, Klaus; Vellguth, Klaus, Mission und Dialog: Ansätze für ein kommunikatives Missionsverständnis (Theologie der Einen Welt, Bd. 1). Freiburg i. Br. u. a. 2012, S. 16-30.
- ⁷ Päpstlicher Rat (Anm. 4), 16.
- ⁸ Vgl. Vellguth, Klaus, Religionsfreiheit: Ein Recht lebt mit und durch seine Konflikte, in: Krämer, Klaus/Vellguth, Klaus (Hg.), Religionsfreiheit. Grundlagen – Reflexionen – Modelle (ThEW 5), Freiburg 2014, 363-380, 363.
- ⁹ Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz/Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (Hg.), Ökumenischer Bericht zur Religionsfreiheit von Christen weltweit 2013. Das Recht auf Religions- und Weltanschauungsfreiheit: Bedrohungen – Einschränkungen – Verletzungen, (Autor: Theodor Rathgeber). Bonn/Hannover 2013, 9.

¹⁰ Haering, Stephan, Konzil und Konzilsrecht, in: Kleusblatt 83 (2013) 7, 150-154, 153.

¹¹ Päpstlicher Rat (Anm. 4), 14.

¹² Vgl. Krämer, Klaus, Dignitatis humanae und die aktuelle Diskussion zur Religionsfreiheit, in: Krämer, Klaus/Vellguth, Klaus (Hg.), Religionsfreiheit. Grundlagen – Reflexionen – Modelle (ThEW 5). Freiburg 2014, 19-39.

¹³ Indunil J. K. Kodithuwakku. „Christian Witness in a Multireligious World“. Pontificum Consilium pro Dialogo inter Religiones 137 (2011/2012): June-December 2011, 269-272, 272.

¹⁴ ÖRK, Gemeinsam für das Leben. Mission und Evangelisation in sich wandelnden Kontexten. Eine neue Erklärung des ÖRK zu Mission und Evangelisation, in: EMW (Hg.) Christus heute bezeugen (EMW Weltmission heute), Bd. 77. Hamburg 2013, S. 458-494.

¹⁵ Trägerkreis des Kongresses MissionRespekt, Abschlusserklärung vom 28.8.2014, unveröffentlichtes Dokument, Berlin 2014.

¹⁶ Ebd.

Dank und Willkommen

Am Ende des Jahres danke ich ganz herzlich **Frau Dr. Daniela Engelhard** für Ihre Betrachtungen allgemeiner zeitgenössischer und konkret seelsorglicher Themenfelder auf der Inspirationsbasis von Worten Papst Franziskus: Möge die von ihr investierte Zeit und Arbeit sich im fruchtbaren Nachdenken in den Herzen der Leserschaft – durchaus auch noch einmal im Nachgang – „verzinsen“ (vgl. Lk 19,12-27).

Vorfreude und Neugier möchte ich zugleich wecken auf die Impulse aus dem Johannesevangelium, die im kommenden Jahr **Prof. Dr. Michael Theobald**, Neutestamentler an der Uni Tübingen, für das Pastoralblatt schreiben wird als Frucht seiner Arbeit am Johannes-Kommentar in der Reihe Regensburger Neues Testament. Ihm gilt – auch im Namen der Leserschaft – mein herzliches Willkommen.

Erzbischof Johannes Kardinal von Geissel und die Kölner Liturgie-Reform

„Führungsperson mit Profil und politischem Gefühl“, so charakterisierte aus Anlass des 1.700-jährigen Kölner Bistumsjubiläums das Internetportal „Große Geschichte“ den 85. Kölner Erzbischof, Johannes Kardinal von Geissel, an dessen 150. Todestag (8.9.1864) in diesem Jahr 2014 im Bistum Speyer (1.10.), im Erzbistum Köln (7.10.) und im deutschen Katholizismus ebenso gedacht werden sollte wie an die 850 Jahre Verehrung der Heiligen Drei Könige in der Domstadt Köln.¹ Weiter heißt es in diesem Internetportrait unter dem Stichwort „Pastorale Akzente“ u. a.: „Er stärkte die Verbindung zur Kirche in Rom durch die Einführung der römischen Liturgie (1854)“.²

Wenn nach dem 1. Dezember 2013 im ersten Halbjahr 2014 in den deutschen Bistümern das neue Gebet- und Gesangbuch „Gotteslob“ nicht ganz ohne Schwierigkeiten und Widerspruch eingeführt wurde, ist daraus zu erahnen, dass es auch vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965) in der sogenannten Epoche der „Tridentinischen Liturgie“ liturgische Veränderungen und bedeutsame Reformen gegeben hat.³ Doch auch in der Kölner Bistums Geschichte von Eduard Hegel heißt es dazu nur wenig präziser: „Der Pflege des liturgischen Gottesdienstes sollten Neuauflagen von Missale und Brevier, von Graduale und Antiphonale dienen“.⁴

Wer dieser Liturgie-Reform vor mehr als 150 Jahren auf den Grund gehen will, sollte nicht nur die Spezialstudien zur „Kölnischen

Liturgie“ befragen⁵, sondern kann nun auch endlich auf den erschlossenen Nachlass dieses Kölner Erzbischofs zurückgreifen, der „eine der bedeutendsten Bischofsgestalten des 19. Jahrhunderts“ und „hochverdient um das katholische Leben in Deutschland“ war. Zwar hatte der wohl vollständigere Nachlass von Erzbischof Geissel dem ersten Biographen Pater Otto Pfülf SJ (+1946) noch zur Verfügung gestanden⁶, doch nach Kriegsschäden des Zweiten Weltkrieges konnte der Nachlass erst 1966 vom damaligen norddeutschen Provinzarchivar der Jesuiten, P. Erwin Bücken SJ, in stark beschädigtem und chaotischem Zustand ans Historische Archiv des Erzbistums Köln zurückgegeben werden. Hier wurden nicht nur viele Blätter gesäubert, restauriert und eingebettet, sondern auch über lange Jahre versucht, die Konzepte, Einzelbriefe und Einzelstücke in die überschaubare und benutzbare Ordnung eines Findbuches mit 960 Verzeichnungseinheiten zu bringen. Wenn diese Erschiebungsarbeiten nun nach 48 Jahren zum 150. Todestag von Erzbischof Geissel analog und digital abgeschlossen sind, zeigt sich, dass es sich einerseits nur noch um einen „Teilnachlass“ handelt, da sich einzelne bei Otto Pfülf zitierte Schreiben nun nicht mehr in ihm finden lassen, und andererseits aber auch über die Auswertung von Pater Pfülf hinaus neue Quellen für spezielle Studien in dem nun erschlossenen Nachlassbestand enthalten sind und bereits bearbeitet wurden.⁷ Dies soll ausgehend von einer biographischen Skizze des Kölner Erzbischofs Kardinal von Geissel und seines überdiözesanen Wirkens exemplarisch für das Beispielthema der Kölner Liturgie-Reform nach der Mitte des 19. Jahrhunderts aufgearbeitet werden, zumal sie in der Biographie von Otto Pfülf nicht näher angesprochen ist.

Denn aus Anlass des letztjährigen 150-jährigen Jubiläums des Kölner Domchores hat schon Josef van Elten für den Kölner Erzbischof Geissel als „Experten in Sachen Kirchenmusik“ genauer nachweisen können, dass er ab 1851 eine „Sanierung der Dommusik“ nach römisch-päpstlichen Vorstellungen im heftigen Streit mit dem Kölner

Domkapitel durchsetzte, damit nicht „der Tempel des lebendigen Gottes durch Theatermusik profaniert werde“. Diese Position (u. a. Gregorianischer Choral, keine Frauenstimmen, stark eingeschränkter Einsatz anderer Instrumente außer der Orgel) schrieb Erzbischof Geissel in „seinem“ Kölner Provinzialkonzil von 1860 (Kapitel 20: Über den Kirchengesang) diözesan-kirchenrechtlich fest und setzte dies ab 1863 vollständig durch.⁸

I. Dynamischer Bischof im Bistum Speyer (1837–1841)

Der im gemischt konfessionellen und schon ab 1797 französisch besetzten Gimmeldingen (bei Neustadt/Weinstraße) als ältester Sohn eines Winzers am 5. Februar 1796 geborene Johannes Baptist Jakob Geissel (erst 1839 Personenadel von) schloss nach geistlicher Schulausbildung an der katholischen Schule in Mußbach das Mainzer Lyzeum im Jahre 1815 ab, als Europa nach der Französischen Revolution auf dem Wiener Kongress restaurativ neu geordnet wurde. So wurde er anschließend im Mainzer Priesterseminar in scholastischer Tradition, religiös-innerlicher Frömmigkeit und dem Streben nach Kirchenfreiheit geprägt, bis er am 22. August 1818 in Mainz die Priesterweihe empfing. Nach kurzen Zeiten als Kaplan in Hambach und Religionslehrer in Speyer wurde Johannes Geissel bereits 1822 Kanoniker am Speyerer Dom und bischöflicher Schulreferent. Als beliebter Prediger und mit landesgeschichtlichen Veröffentlichungen korrespondierendes Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften geworden, wurde er durch die Nomination des bayerischen Königs Ludwig I. im Jahre 1836 Domdechant am Speyerer Dom. Noch im selben Jahr vom bayerischen König auch zum Bischof von Speyer nominiert, empfing er am 18. August 1837 in Augsburg vom Bamberger Metropolit und Erzbischof Joseph von Frauenberg die Bischofsweihe.

In seiner knapp fünfjährigen Amtszeit im Bistum Speyer hielt Bischof Geissel

sich an die Bedingungen des bayerischen Staat-Kirche-Verhältnisses und stützte sich auf wenige vertraute Mitarbeiter. Mit strenger Disziplin bemühte er sich vor allem um den Ausbau des katholischen Bildungswesens (Knabenkonvikt, Lehrerseminar, höhere Mädchenschule) und setzte theologische Akzente mit der Berufung des Freiburger Dogmatikers Franz Xaver Dieringer (†1876) erst nach Speyer und dann ab 1843 an die Bonner Katholisch-Theologische Fakultät.

Unter dem vom preußischen Kronprinzen wegen seiner caritativen Verdienste als Münsteraner Weihbischof 1836 nach Köln empfohlenen Clemens August Droste zu Vischering (†1845) kam es schon im folgenden Jahr wegen der staatlichen Mischehen-Regelung und der theologisch-rationalistischen Lehre des Hermesianismus zu der unter dem Namen „Kölner Wirren“ bekannt gewordenen staats-kirchlichen Krise. In dieser wurde am 9. November 1837 Erzbischof Droste unter dem Vorwurf des „Wortbruchs“ in seinem Palais (Gereonstrasse 2-4, wo heute das Historische Archiv des Erzbistums Köln steht) vom preußischen Militär verhaftet und auf die Festung Minden verbracht. Bei diesen erst im Jahre 1840 unter dem neuen preußischen König Friedrich Wilhelm IV. beigelegten Kölner Wirren war für die preußische Seite eine Rückkehr des von den Katholiken als „Quasi“-Märtyrer verehrten Erzbischofs Droste nicht akzeptabel, so dass man nach einem anderen Erzbischofs-Kandidaten suchte. Dazu machte der bayerische König Ludwig I. seinen Vetter, den preußischen König Friedrich Wilhelm IV., auf den politisch „nicht negativ aufgefallenen“ knapp 44-jährigen Speyerer Bischof Geissel aufmerksam. Unter Einschaltung des Papstes Gregor XVI. (1831-1846) wurde Geissel 1841 zum Kölner Administrator und Erzbischof mit dem Recht der Nachfolge ernannt und konnte im Jahre 1842 das Fest zur Fortführung des Kölner Dombaues als einen staatlich-kirchlichen Friedensschluss begehen. Nach dem Tod von Erzbischof Droste (†19.10.1845) wurde der Administ-

rator Johannes von Geissel als 85. Kölner Erzbischof am 11. Januar 1846 eingeführt, und im Jahre 1850 war er der erste Kölner Erzbischof, der von Papst Pius IX. (1846-1878) zum Kardinal ernannt wurde.⁹

II. Zu Erzbischof von Geissels Kölner Liturgiereform (1847-1863)

Aus Erzbischof Geissels rund 23-jähriger und ereignisreicher Amtszeit im Erzbistum Köln, aus der die wichtigsten überdiözesanen Ereignisse abschließend vorgestellt werden, wird seine „große Liturgiereform“ als Kölner Erzbischof erstmals skizzenhaft an Hand der sieben wichtigsten liturgisch-pädagogischen Bücher aufgearbeitet, die er schon ein Jahr nach seiner endgültigen Einführung als Kölner Erzbischof am 16. Oktober 1847 tatkräftig mit der Einrichtung einer Kommission für das „Messbuch“ begann. Nachdem die vorliegende Ausgabe des „Missale Coloniense“ aus dem Jahre 1756 stammte, war sich die erstmals am 15. Dezember 1847 unter dem Vorsitz des Generalvikars (und ab 1850 als Weihbischof amtierenden) Johann Anton Friedrich Baudri (†1893) tagende Kommission sofort der anstehenden Problematik „eines übereinstimmenden Messbuches“ bewusst und hielt es für „unstatthaft, solche Veränderungen vorzunehmen, wodurch das Kölnische Missale seinen Charakter als Diözesan-Missale zu sehr verlieren würde“. Eine Ergebnisliste der „Veränderungen und Zusätze“ von 1850 enthielt nur 10 kleinere Modifizierungen, wie das Fest der „Übertragung der Hl. Drei Könige nach Köln“ (23. Juli 1164) als „festum duplex zweiter Klasse aufzunehmen“ (10.).

Ohne das große und fast zehnjährige Ringen um das „neue Missale“ hier näher nachzuzeichnen, kam die entscheidende Wende bereits im Jahre 1850, als Erzbischof Geissel sich an den Apostolischen Stuhl mit dem Anliegen wandte, das Fest Karls des Großen (28. Januar) auf die ganze Erzdiözese ausdehnen zu dürfen und dabei von den laufenden Arbeiten zur Neuausgabe des Kölnischen Missale berichtete. Nach

dem „Zeitzeugen“ und Domkapitular Dr. Matthias Heinrich Kirch (†1874) gab „der Apostolische Stuhl eine ablehnende Antwort und empfahl die Bearbeitung eines Kölnischen Propriums zum Römischen Brevier und Missale“.

Die tiefe Betroffenheit darüber in Köln klingt noch nach in der ersten Bekanntmachung des Kirchlichen Anzeigers vom 1. Mai 1854. Da für die Neuausgabe des Missale Coloniense „eine nicht unbedeutende Anzahl von Subscriptionen und Einzahlungen bereits geleistet“ worden waren, aber wegen „bedeutender Anstände und Schwierigkeiten“ sich der Erzbischof Geissel hatte „bewogen gefunden, auf dasselbe ganz zu verzichten“, stand nicht nur die Problematik der Rückzahlung bzw. Übertragung der eingezahlten 5 Thaler für das angeordnete Missale Romanum an. Nachdem eine neue Kommission zur Bearbeitung des Propriums bestellt worden war, konnte nach zwei Jahren für das Kölner Proprium am 27. November 1856 die römische Approbation erhalten werden. Am 10. März 1857 verkündete der kirchliche Anzeiger den „nahe bevorstehenden Druck der neuen Ausgabe des Missale Romano-Coloniense mit dem vom Apostolischen Stuhl genehmigen Proprium“. Doch erst am 26. November 1858 kündigte der kirchliche Anzeiger an, dass „die neuen bei Pustet in Regensburg verlegten Römischen Missale zur Versendung fertig“ seien und „in den nächsten Tagen in die Hände der Subscribenten gelangen würden“, wobei die Pfarrgemeinden bei dem „Einband des Missales ... solche Verzierungen zu den Decken des Einbandes oder den Beschlägen“ wählen sollten, welche dem damaligen „Standpunkte der christlichen Kunst“ entsprächen.¹⁰ Die „Eigenmessen der Heiligen der Erzdiözese Köln“ gab Erzbischof Geissel dann auf der Grundlage der römischen Approbation von 1856 in einem 56-seitigen Sonderdruck des „Proprium“ im Juli 1857 heraus. [Wie die Mehrzahl der priesterlichen Amtsbücher der tridentinischen Epoche war auch das Proprium auf Latein und in Mecheln gedruckt worden.] Erzbischof Geissel ergänzte dieses Propri-

um im Jahre 1860 mit „Eigenmessen“ für die Stiftskirche und die Stadt Aachen.

Nachdem Erzbischof Geissel schon ab dem Jahre 1852 alle Subdiakone zum Römischen Ritus verpflichtet hatte, wurde das überkommene Kölnische Brevier (Stundengebet) für die Priester aus dem Jahre 1780 gemäß dem römisch-erzbischöflichen Auftrag von der neuen Kommission dahingehend überarbeitet, „das Kölnische dem Römischen Brevier möglichst gleichförmig zu machen“. Diese Kommissionarbeit, die von Kirch im Jahre 1868 als gravierend, fehlerhaft und widersprüchlich analysiert wurde, führte dann auch am 13. September 1857 zu dem neuen römischen Brevier für die Priester im Erzbistum Köln.¹¹

Weiterführend hatte schon Kirch formuliert: „das neue Proprium in Verbindung mit dem Römischen Missale und Brevier forderten notwendig auch ein neues Graduale und Antiphonarium“. Doch dauerte es weitere sechs Jahre, bis als Abschluss dieser Liturgiereform sowohl ein neues Graduale (für die Zwischengesänge an der „Stufen“) als auch ein neues „Antiphonarium“ (mit den Chorgesängen in der Meßliturgie) am 1. August 1863 von Erzbischof Geissel herausgegeben werden konnte.¹²

Neben diesen ausschließlich „priesterlichen“ bzw. liturgischen Büchern wurden auch die bei den klassischen Lehrbücher für den Religionsunterricht des Kirchenvolkes durch die Priester auf diözesaner Ebene unter Erzbischof Geissel reformiert: der für das 19. Jahrhundert typische – u. a. nach dem Vorbild des „Katechismus der christlichen Lehre“ (1804) des Münsterer Religionspädagogen Bernhard Overberg (†1826) – Kölner Diözesankatechismus vom 1. Oktober 1854 und die „Biblische Geschichte“ vom 22. Februar 1856. In der Katechismus-Frage hatte Erzbischof Geissel gemäß dem Votum von Professor Dieringer sich sowohl gegen den vorhandenen Katechismus der Kölner Priester und Gebrüder Hermann Jakob und Johann Rupert Schmitz als auch gegen das Votum des Kölner Pfarrkapitels entschieden. Angesichts von „über 30 verschiedenen in den Pfarreien eingeführten Katechismen“

führte Erzbischof Geissel die zweite Ausgabe des bereits überregional verbreiteten und anschließend weitverbreiteten Katechismus des Jesuiten Joseph Deharbe (†1871) ein.¹³ Ebenso führte Erzbischof Geissel statt der vorherigen „Vielgestalt biblischer Schulbücher“ ein „einheitliches Buch für den Bibellunterricht“ ein, den „Kern der heiligen Geschichte des Alten und neuen Testaments“ von dem Kommissionsmitglied und Kölner Pfarrer Johann Josef Schumacher (†1865), zu dem er 1863 den Pfarrern eine ebenso von Schumacher erarbeitete „kurze biblische Geschichte ... mit Abbildungen“ zur Auswahl stellte.¹⁴

Schließlich gab Erzbischof Geissel offiziell aber kein neues pastorales „Handbuch“ (Agende) für Pfarrer bei Taufen, letzten Ölungen, Begräbnissen und Aussegnungen von Wöchnerinnen heraus. Für das von Generalvikar Arnold de Reux 1720 herausgegebene und 1836 wiederaufgelegte „Manuale“ gab jedoch der Kölner Seminarprofessor Caspar Anton Heuser (†1891) 1862 ein „Manuale Pastorum“ heraus, das die noch immer lebendigen beiden Liturgietraditionen in den Pfarrgemeinden berücksichtigte, da es jeweils zwei Formulare anbot, nämlich eines „iuxta Agendam Coloniensem“ und eines „iuxta Rituale Romanum“.¹⁵

III. Zu Erzbischof Johannes Kardinal von Geissels überdiözesanem Wirken (1845–1860)

Schon als Kölner Administrator nahm Erzbischof Geissel im Jahre 1845 in leitender Position an dem seltenen 50-jährigen Bischofsjubiläum des Münsterer Bischofs Caspar Max Droste in Münster (6.-10.9.1845) teil, das als „erste deutsche Bischofsversammlung“ angesehen werden kann und zur Förderung der Priesterausbildung bis zum Niederrhein nachwirkte.¹⁶ Im Revolutionsjahr 1848, das für die katholische Kirche die verfassungsmäßige Kirchenfreiheit erbrachte,¹⁷ wurde Erzbischof Geissel zum Umsetzer der von rheinischen Priestern geforderten Diözesansynode, wenngleich nur

in überdiözesaner Form. Während die Würzburger Bischofskonferenz aller deutschen Bischöfe (23.10.–16.11.1848) allgemein in der Kirchengeschichtsschreibung zumindest bekannt ist,¹⁸ sind seine drei wahrscheinlichen (Vorformen von) Provinzialsynoden der Kölner Kirchenprovinz (10.–13.5.1848, 16.8.1848, 6.–9.3.1849), die sich mit der damaligen aktuellen kirchenpolitischen Umbruchsituation beschäftigten, auch nicht einmal in den beteiligten Diözesen genauer erforscht. Als Abgeordneter in der preußischen Nationalversammlung in Berlin (22.5.–5.12.1848) setzte sich Erzbischof Geissel sowohl für die verfassungsmäßige Verankerung der kirchlichen Freiheitsrechte ein als auch für Gemeinschaftsaktionen der Bischöfe. Theologiegeschichtlich bedeutsam war im Jahr 1854 die päpstliche Dogmatisierung der unbefleckten Empfängnis der Gottesmutter Maria durch Papst Pius IX. Dazu führte Erzbischof Geissel am Samstag eine Salve-Andacht sowie das „Ewige Gebet“ ringsum in den Pfarreien des Erzbistums ein. Im Jahre 1855 verlieh der preußische König Friedrich Wilhelm IV. dem Kölner Erzbischof Kardinal von Geissel den höchsten preußischen Orden, den Schwarzen Adlerorden.¹⁹

Als abschließenden Höhepunkt seines Episkopates veranstaltete Erzbischof Geissel im Jahre 1860 (29.4.–17.5.) eine Provinzialsynode, die zugleich die letzte deutsche Provinzialsynode gewesen ist und sich im Vorfeld des I. Vatikanischen Konzils (1869/70) durch eine ausgewogenere Ekklesiologie auszeichnete.²⁰ Ein letzter auch überdiözesan beachteter und sein Wirken ehrender Höhepunkt war Erzbischof Geissels silbernes Bischofsjubiläum am 18. August 1862. An der vorbereiteten 700-Jahr-Feier der Überführung der Dreikönigen-Reliquien konnte Geissel nicht mehr teilnehmen: Er starb am 8. September 1864 an einem Krebsleiden und wurde vier Tage später im Chor des Kölner Domes beigesetzt. Mit ihm starb einer der bedeutendsten Bischöfe des Erzbistums und der katholischen Kirche in Deutschland im 19. Jahrhundert, der sich u. a. auch in „seiner Liturgiereform“ in Köln im Sinne der römi-

schen Liturgie lange, intensiv und zielorientiert sowie prägend bemüht hat.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. www.dreikoenigsjahr.de (Aufruf 25.08.2014).
- ² http://thema.erzbistum-koeln.de/grosse-geschichte/bischoefe/johannes_kardinal_von... (11.06.2014).
- ³ Vgl. Stefan Heid (Hrsg.), Operation am lebenden Objekt. Roms Liturgiereform von Trient bis zum Vatikanum II. Berlin 2014.
- ⁴ Eduard Hegel, Das Erzbistum Köln zwischen der Restauration des 19. Jahrhunderts und der Restauration des 20. Jahrhunderts (1815–1962) (Geschichte des Erzbistums Köln, Bd. 5). Köln 1987, S. 68.
- ⁵ Matthias Heinrich Kirch, Die Liturgie der Erzdiözese Köln. Ein Beitrag zur Geschichte der Erzdiözese. Köln 1868; Franz Joseph Peters, Beiträge zur Geschichte der Kölnischen Messliturgie. Untersuchungen über die gedruckten Missalien des Erzbistums Köln (Colonia Sacra, Bd. 2). Köln 1951; Thomas Vollmer, Agenda Coloniensis. Geschichte und sakramentliche Feiern der gedruckten Kölner Ritualien (Studien zur Pastoraliturgie, Bd. 10). Regensburg 1994; Albert Gerhards – Andreas Odenthal (Hrsg.), Kölnische Liturgie und ihre Geschichte. Studien zur interdisziplinären Erforschung des Gottesdienstes im Erzbistum Köln (Liturgiewissenschaftliche Quellen und Forschungen, Bd. 87). Münster 2000; Das Lob Gottes im Rheinland. Mittelalterliche Handschriften und alte Drucke zur Geschichte von Liturgie und Volksfrömmigkeit im Erzbistum Köln. Eine Ausstellung der Diözesan- und Dombibliothek Köln (Libelli Rhenani, Bd. 1). Köln 2002; Hanns Peter Neuheuser, Das Liturgische Buch. Zur Theologie und Kulturgeschichte liturgischer Handschriften und Drucke (Bild-Raum-Feier, Studien zu Kirche und Kunst, Bd. 12). Regensburg 2013, S. 118f.
- ⁶ Grundlegend bis heute: Otto Pfülf, Cardinal von Geissel. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß geschildert, 2 Bde. Freiburg 1895/1896.
- ⁷ Reimund Haas, Erzbischof Johannes Kardinal von Geissel (+1864) als Persönlichkeit des deutschen Katholizismus und Problem der Kirchengeschichtsschreibung, in: Reimund Haas, Christiane Heinemann, Volker Rödel (Hrsg.), Zwischen Praxis und Wissenschaft. Aus der Arbeit einer Archivargeneration. Rainer Polley zum 65. Geburtstag (Beiträge zur Geschichte Nassaus und des Landes Hessen 7). Darmstadt 2014, S. 159–174.

- ⁸ Josef van Elten, Musik im Konflikt zwischen Ästhetik und Liturgie. Die Kölner Domkapelle in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Stefan Klösgen, Eberhard Metternich (Hrsg.), In aeternum cantabo. Zeugnisse aus 1300 Jahren kölnischer DomMusikGeschichte. Ausstellung in der Erzbischöflichen Diözesan- und Dombibliothek anlässlich des 150-jährigen Jubiläums des Kölner Domchores (1.1.2013–7.1.2014). Köln 2013, S. 114–145.
- ⁹ Vgl. Martin Breuer, Handbuch der Kardinäle 1846–2012. Berlin, Boston 2014, S. 43.
- ¹⁰ Kirchlicher Anzeiger für die Erzdiözese Köln 6 (1857), Nr. 6, 15.3., Nr. 28, S. 32.
- ¹¹ Kirchlicher Anzeiger 3 (1854), Nr. 9, 1.5., Nr. 36, S. 53 und Nr. 11, 1.6., Nr. 53, S. 63.
- ¹² Kirchlicher Anzeiger 13 (1863), Nr. 18, 15.9., S. 93–95. Vgl. auch Historisches Archiv des Erzbistums Köln (AEK), Nachlass Geissel Nr. 209 und 425 zum Graduale.
- ¹³ Franz Joseph Peters, Zur Geschichte des Katechismus in der Erzdiözese Köln, in: Kölner Pastoralblatt 53 (1919), Sp. 225–235. Vgl. AEK, Nl. Geissel, Nr. 505, 852, 859.
- ¹⁴ Vgl. Kirchlicher Anzeiger 5 (1856) u. a. von Nr. 5, 1.3., Nr. 21, S. 28 über Nr. 6, 15.3., S. 29 bis Nr. 22, 15.11., Nr. 10, S. 95; Peters, Zur Geschichte der biblischen Unterrichtsbücher in der Erzdiözese Köln, Kölner Pastoralblatt, a.a.O., Sp. 106–117, hier S.107f. Vgl. AEK Nl. Geissel, Nr. 212.
- ¹⁵ Peters, Geschichte der Kölnischen Messliturgie, S. 14; Vollmer, Agenda Coloniensis, S. 109–150.
- ¹⁶ Reimund Haas, Die Adresse des Kempener Dechanten Schönbrod zum Goldenen Priester- und Bischofsjubiläum von Bischof Caspar Max Droste zu Vischering (1845–46), in: Quellen und Beiträge aus dem Propsteiarchiv Kempen, Bd. 2, hrsg. von Hanns Peter Neuheuser. Köln 1998, S. 77 – 117.
- ¹⁷ Hermann-Josef Scheidgen, Der deutsche Katholizismus in der Revolution von 1848/49. Episkopat – Klerus – Laien – Vereine (Bonner Beiträge zur Kirchengeschichte, Bd. 27). Köln, Weimar, Wien 2008.
- ¹⁸ Erik Soder von Güldenstube – Franz-Ludwig Ganz, Die erste Bischofsversammlung in Würzburg. Würzburg 1998.
- ¹⁹ Reimund Haas, Johannes von Geissel (1884–1864), Erzbischof von Köln (1842/45–1864), Internet-Portal Rheinische Geschichte (ab 6.9.2013).
- ²⁰ Reimund Haas, „... und an die geistlichen Personen und gläubigen Laien unserer Provinz!“. 150 Jahre Kölner Provinzialkonzil von 1860, in: Pastoralblatt für die Diözese Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück 63 (2011), S. 121–125.

Christoph Stender

Identitätsfindung aktuell

Die junge Clara Fey

Vom Vorbild

Jeder Mensch der gelebt hat ist ein (abgeschlossenes) „Vorbild“, so wie jeder noch lebende Mensch ebenso ein (unabgeschlossenes) „Vorbild“ ist. Subjektiv kann behauptet werden, das nicht jeder Mensch ein Vorbild (gewesen) sei. Objektiv geht das allerdings nicht, da jeder Mensch „vor“ einem selbst ein „Vor – einem – selbst – Bild – des – Lebens“ ist ein Abbild gelebten Lebens, und somit gedeutete Vergangenheit.

Schauen wir wissenschaftlich ordnend auf dieses Phänomen zurück, ergeben Lebensbilder, die in einem Zeitabschnitt hohe vergleichbare Merkmale aufgewiesen haben, ein (zeitlich umrissenes) Zeitalter.

Die „Vorbilder Mensch“ helfen uns nicht nur die Vergangenheit (deutend) zu ordnen, sondern ermöglichen uns im Rückgriff auf diese, die Zukunft in die Hand zu nehmen. Dem voraus geht unsererseits eine Beurteilung dieser Lebensbilder. Unabhängig von unserer (moralischen) Beurteilung wohnt allerdings jedem Lebensbild das gleiche Prinzip von Ursache und Wirkung inne. So verhält es sich auch in im „Fall“ der Clara Fey, deren Lebensbild nur aus ihrem Zeitalter heraus zu verstehen ist.

Aachen, Wegbereiter des Zeitalters der Industrialisierung

Schon im ausgehenden Mittelalter sind für den Aachener Raum nutzbare Erzlager, Steinkohle, Holzbestände und Wasserkraft belegt. Diese Ressourcen waren auch ein

wichtiger Pfeiler für die wirtschaftliche und technische Entwicklung im 19. Jh. Für das Zeitalter der Industrialisierung nahm die Stadt Aachen und ihr heute als euregional bezeichnetes Umfeld eine Vorreiterrolle ein.

„Anders als etwa die (...) Industrieregionen des Ruhrgebiets oder Sachsens kam in Aachen ein weiterer Faktor hinzu, der die wirtschaftliche und technologische Entwicklung dieser Region am Beginn der Industrialisierung nachhaltig prägen sollte: der umfangreiche Transfer von Kapital und technischem Know-how durch belgische Unternehmer aus dem wallonischen Grenzgebiet. Die belgische Grenzregion fungierte dabei gleichsam als Keimzelle für den Transfer englischer und belgischer Technologie, der eine weitreichende technisch-wirtschaftliche Umgestaltung des traditionsreichen Aachener Gewerbes zur Folge hatte.“¹ Die „Frühindustrialisierung“ markierten weiter die ansteigende Mechanisierung der Produktion und deren Zentralisierung in Fabriken. 1834 zählte man in Aachen ca. 70 von Dampfkraft betriebene Maschinen, 1849 waren es schon mehr als 200. Die Lockerung der Zollgesetze von 1818, die Aufhebung der Kontinental Sperre, die eine Wettbewerbsverzerrung zur Folge hatte, sowie die Aufhebung des Zunftzwangs waren weitere Faktoren der Veränderung. In Summe führten diese Entwicklungen zu einem verheerenden Konkurrenzkampf, einhergehend mit Absatzeinbrüchen, die durch die Reaktionen der Arbeitgeber zur Verelendung der Arbeitnehmer führen sollten,² u.a. bedingt durch Lohnkostensenkung und Entlassungen.

Hinzu kommen ökonomische und gesellschaftliche Umbrüche, sowie Veränderungen in der Kommunikation der Arbeiter untereinander, in der Qualität ihrer Arbeit, sowie Veränderungen in der Städteplanung und in der politischen Gemengelage.³ Um das Jahr 1830 war über die Hälfte der Aachener Bevölkerung abhängig von der industriellen Produktion in Fabriken bzw. der industrialisierten Heimproduktion.

In diesen Produktionsprozess waren auch Kinder eingespannt. Im Jahre 1805 z.B.

wurden in der Fabrik der Familie Jecker von den 250 Arbeitskräften 225 Kinder gezählt zwischen vier und zwölf Jahren.“⁴ Diese Kinder arbeiteten oft über 12 Stunden pro Tag für einen Hungerlohn.

Claras „Sehschule“

Am 11. April 1815 wurde Clara Fey als viertes Kind von Katharina Schweling und ihrem Ehemann dem Tuchfabrikant Peter Louis Joseph Fey in Aachen geboren. Die Mutter lehrte ihre Tochter schon in jungen Jahren auf das zu schauen, was um sie herum passierte. Besondere Aufmerksamkeit fanden bei den Feys und in ihrem Freundeskreis die gesellschaftlichen Veränderungen aufgrund der Industrialisierung. An der Hand ihrer sozial sehr engagierten Mutter sah Clara nicht nur die Welt der Wohlhabenden, sondern auch die Armenhäuser und Armenviertel ihrer Stadt. Die Kindheit Claras war also auch eine „Sehschule“, der Realitäten um sie herum, aus der heraus ihre soziale Kompetenz erwachsen konnte.

Diese wachsende soziale Kompetenz hinterließ in Clara eine Unruhe, die sie ihr ganzes Leben lang begleiten sollte, und die sie antrieb. So motivierten das Handeln Claras zwei „Weisen ihres Hinschauens“: zum einen die „nackte Realität“ immer wieder neu in den Blick zu nehmen, und zum anderen notlindernde Veränderungen herbeiführen zu wollen. Doch Claras Motivation fußte nicht einzig in der Wahrnehmung sozialer Ungerechtigkeiten. Ihr Handeln wurde auch geleitet von ihrem christlichen Glauben, den sie in ihrer Familie authentisch erlebte und der sie in der katholischen Kirche Aachens zu Hause sein ließ.

Clara war 15 Jahre alt, als in Aachen am Montag, den 30. August 1830 Unruhen ausbrachen. Der konkrete Anlass: Am Zahltag hatte ein Tuchfabrikant ein Zehntel des Wochenlohns eines Arbeiters einbehalten wegen eines in der Fabrikation beschädigten Tuches. Dies war der Auslöser für die Unruhen, aber nicht der einzige Grund, da die Arbeiterschaft schon länger über zu

niedrige Löhne klagte bzw. die Maschinen verantwortlich machte für den Verlust von Arbeitsplätzen. Auch an Clara Fey wird dieses Ereignis nicht spurlos vorbeigegangen sein, zumal aktuelle Ereignisse, die mit der Tuchproduktion zusammenhingen, bei den Feys mit Sicherheit Tagesthemen waren.

Claras Identitätsfindung

Was im Kopf der heranwachsenden Clara konkret vorgegangen sein mag, ist auch nicht aus ihrer späteren Korrespondenz im Einzelnen herauszulesen. Jedoch ersichtlich ist, dass die junge Clara diese existentiellen Themen umtrieb:

- Pauperisierung und soziale Gerechtigkeit (Clara hat weniger die Ursachen der Verelendung der Kinder im Blick gehabt als mehr deren Wirkung.)
- Handeln aus dem Glauben (Handeln aus einer Überzeugung)
- Frage nach einer zukünftig eigenverantworteten Lebensform
- Bewusstwerdung der eigenen Identität und Authentizität.

Vorbild Luise Hensel

Aber nicht nur ihr Elternhaus hat Clara sensibilisiert für die Suche nach einem Erfüllung versprechenden Lebensentwurf, sondern auch Luise Hensel (1798 – 1876), ihre Lehrerin an der Sankt Leonhard Schule.

Der Text folgenden bekannten Liedes floss 1817 aus der Feder von Luise Hensel:

*„Müde bin ich geh` zur Ruh`;
Schließe beide Äuglein zu;
Vater, lass die Augen dein
Über meinem Bette sein!*

Luise Hensel begegnete auch die beiden späteren Ordensgründerinnen Franziska Schervier (1819–1876) und Pauline von Mallinckrodt (1817–1881). Luise Hensel hat mit dazu beigetragen, dass Clara ihren per-

sönlichen Glauben, ihre soziale Verantwortung und Kompetenz sowie die Entfaltung der eigenen Identität in einer entsprechenden Lebensform zusammen denken konnte, um diese dann auch Schritt für Schritt eigenständig zu leben.

Gerade die Frage nach der Lebensform war für Clara eine Grundlage ihrer Identitätsfindung: Clara hat familiäres Glück in der eigenen Kindheit erfahren, sodass die Perspektive, selbst eine Familie zu gründen, für Sie sicherlich ein denkbares Modell gewesen wäre. Die klösterliche Lebensform war Clara auch vertraut, nicht zuletzt durch die alltägliche Präsenz ganz verschiedener Klostergemeinschaften in Aachen, die sie auch konkret als Lebensmodell in Betracht gezogen hatte. Mit Luise Hensel erlebte sie eine Konvertiten, die engagiert als Katholikin lebte und für sich selbst die zölibatäre Lebensform „in der Welt“ wählte, also ohne einer klösterlichen Gemeinschaft beizutreten.

Clara und die „bessere“ Gesellschaft

Die klösterliche Lebensform war am Beginn des 19. Jh. nicht nur sehr präsent in den größeren Städten, sondern aus sozialen und mitunter auch finanziellen Gründen für junge Menschen attraktiv. Die „tätigen“ Ordensgemeinschaften ermöglichten Frauen ihr soziales Engagement in besonderer Weise zu entfalten. „Gerade diese Symbiose von tätigem und religiösem gemeinschaftlichem Leben faszinierte im 19. Jahrhundert zahlreiche Katholikinnen.“⁵

Ende des 18. Jh. boomte nicht nur in Deutschland die Entstehung weltlich tätiger Frauenkongregationen im Gegensatz zu den monastischen Frauen- und Männerorden. „Für viele katholische Gläubige wurden die Schwestern zu den wichtigsten Begleiterinnen im sozialen Prozess des Wandels von der vorindustriellen zur industriellen Gesellschaft.“⁶ Die Bedeutung der Religion für Frauen in dieser Zeit ist auch zu verstehen als „Medium“ der Interessenartikulation und Realisierung subjektiver Vorstellungen von einer besseren Gesellschaft.

Die bessere Gesellschaft manifestierte sich in dieser Zeit vorwiegend in sozialen Verbesserungen. Eine Möglichkeit für Frauen, an einer Verbesserung mitzuwirken, war die Ordensgemeinschaft, der Verbund tätiger Schwestern. Hier ist interessant, dass drei junge Frauen, die sich untereinander gut kannten, fast zeitgleich drei verschiedene Ordensgemeinschaften geründet haben, motiviert auch durch die unterschiedlichen sozialen Herausforderungen:

- Franziska Schervier (1819–1876) die „Franziskanerinnen zu Aachen“ als „Hilfe der Armen“;
- Pauline von Mallinckrodt (1817–1881) die „Schwestern der christlichen Liebe“ (Arbeiterinnen des Herrn) als „Hilfe für die Blinden“;
- Clara Fey (1815–1894) die „Schwestern vom armen Kinde Jesus“ als „Hilfe für verwahrloste Kinder“.

Hier ging es nicht um die Verwirklichung der Frau als solcher (spätere Frauenbewegung), sondern um die Verwirklichung eines notwendigen und selbst gewählten sozialen Engagements. Damit mündete bei den Frauen ihre Selbstverwirklichung in das „soziale Engagement“ (Apostolat) und ging einher mit ihrem persönlichen Gottesbezug.

Auch für Clara ging es bei ihrer persönlichen Suche nach einem erfüllten Leben nicht um die Suche nach dem Weg zu ihrer Selbstverwirklichung, sondern um Identitätsfindung auf dem Hintergrund der sozialen Missstände in ihrer Stadt verbunden mit ihrer Verantwortung aus dem Glauben.

Somit ging es den drei Gründerpersönlichkeiten in ihrem sozialen Engagement (Apostolat) nicht um die Anerkennung in der Welt, sondern handlungsleitend war für sie ihre transzendente Orientierung.⁷

Apostolat und Ökonomie in den Anfängen der Gemeinschaft (PIJ)

Am 14. September 1848 bezog die Gemeinschaft ihr erstes Mutterhaus in Aa-

chen. Am 18. Oktober 1848 erfolgte die Einkleidung der ersten Schwestern. Mit diesem äußeren Zeichen und dem Ablegen der ersten Profess bekannten sich die Schwestern zu ihrer inneren Zugehörigkeit zu Gott und ihrem Apostolat als Gemeinschaft mit klösterlicher Lebensform.

Apostolat

Anfangs versuchten die Schwestern die schutzlosen und verwahrlosten Kinder noch in Pflegefamilien unterzubringen. Dieses Bemühen allerdings stieß schon früh an Grenzen, und es kristallisierte sich immer mehr die Beheimatung der Kinder in „Erziehungsanstalten“ heraus, wie damals ein solcher „Familienersatz“ genannt wurde. In solchen „Anstalten“ war die leibliche Versorgung der Kinder gewährleistet. Darüber hinaus konnte so auch für ihr geistiges Wohl, für Bildung gesorgt werden.

Clara und ihre ersten Begleiterinnen begannen aber immer mehr ihre persönliche Zukunft mit dem Schicksal besonders der in Armut lebenden Kinder und Jugendlichen zu verbinden. Sie wollten mit diesen Kindern nicht mehr nur im Vorübergehen zu tun haben, sondern sich biografisch an jedes dieser Kinder binden. Dieser Bindungswille, aus christlicher Überzeugung gereift, ist der Kern dessen, was später Claras Apostolat genannt wurde. Dies ist auch das Apostolat derer, die sich in der von Clara (mit) gegründeten Gemeinschaft der „Schwestern vom armen Kinde Jesus“ damals organisierten und bis heute auf drei Kontinenten weiterhin organisieren.

Claras pädagogisches Konzept: Kinder als das höchste Gut einer Gesellschaft zu betrachten, Kindern das Recht zuzusprechen, sich entfalten zu können, Kindern ihr Kind-Sein nicht zu nehmen. Claras eigene Rede: „... Gute Aufsicht halten ist notwendig, doch muss es eine solche sein, die die Kinder nicht beengt und bedrängt, sondern man muss gerne sehen, dass die Kinder spielen, ja auch mal lärmern...“⁸

Ökonomie

Mit Gründung der Gemeinschaft war auch die Frage ihrer Finanzierung, die Ökonomie Dauerthema. Schon in der Gründungsphase entstieg aus einem konkreten Mangel eine Einnahmequelle.

Für jede Form des Gottesdienstes bedarf es liturgischer Gewänder, sogenannter „Paramente“. Anfänglich liehen sich die Schwestern die benötigten Paramente in Aachener Gemeinden aus. Allerdings wuchs aus dem Mangel, ästhetisch wenig ansprechende Gewänder ausgeliehen zu bekommen, die Idee, Gewänder und andere in der Liturgie verwendete Textilien ästhetisch wertvoll selbst zu produzieren. Im Oktober 1848 fertigten die Schwestern hier in Aachen ihr erstes Messgewand. Das hatte Folgen! 1855 entstanden die ersten Werkstattniederlassungen über Aachen hinaus in Köln und Landstuhl, und weiter ging es dann u. a. auch in Luxemburg, Österreich und England.

Von Frauenhand „meisterlich“ gearbeitet entstanden bis 1865 allein in Aachen 400 Messgewänder und 130 vollständige Ornate. Aus dieser ursprünglich kleinen Eigenbedarfsdeckung entwickelten sich Werkstätten für die Herstellung von Paramenten, deren Kundenstamm weit über die Landesgrenzen hinaus wuchs. Soweit, so gut.

Junge Menschen haben ein Recht auf die junge Clara

Die Fragen und Entwicklungen, Wahrnehmungen, Begebenheiten und Begegnungen auf dem Weg der Identitätsfindung einer Clara Fey sind nicht ihrem „Zeitalter“ geschuldet. Clara ist in Sachen Identitätsfindung genau so eine „durchschnittliche“ junge Persönlichkeit wie jeder andere junge Menschen heute auch, der auf der Suche nach seiner Identität ist. Sicherlich, das Zeitalter ist ein anderes, das Bedürfnis nach Authentizität aber nicht!

Clara ist ein Vorbild, ein „Vor – einem – selbst – Bild – des – Lebens“, auf das jun-

ge Menschen auch heute ein Recht haben. Clara steht für das Bedürfnis junger Menschen, ihrem Willen zur eigenen Identitätsfindung zu trauen, und das als ihren „einzigartigen“ Weg verstehen zu dürfen. Aber dazu gehören Möglichkeiten, die der Ermöglichung auch durch andere bedürfen, wie diese auch Clara hatte:

- Wahrnehmung der gesellschaftlichen Gegebenheiten und deren Bedingungen („Sehnschule“ im eigenen Umfeld)
- Stärkung der sozialen Kompetenz
- Begegnung mit dem Religiösen und Standortbestimmung
- Begegnen/Erleben von „un – gewöhnlichen“ Lebensentwürfen (Biographien)
- Eröffnung von eigenen „Erprobungsfeldern“ (Praktika, Auslandsjahr, soziales Jahr etc.)
- Finanzielle Perspektive.



Ausschnitt: Gottesmutter mit Kind und König

Die „Vorbilder Mensch“ helfen uns nicht nur die Vergangenheit (deutend) zu ord-

nen, sondern ermöglichen uns im Rückgriff auf diese, die Zukunft in die Hand zu nehmen. Darauf haben junge Menschen ein Recht, ein Recht auf Vorbilder und deren Biographien!

Anmerkungen:

- ¹ Fengler Silke und Krebs Stefan, Die Aachener Frühindustrialisierung, Belgisch-deutscher Technologietransfer 1815-1860. Vortrag an der RWTH Aachen 2005 In: http://www.histech.org/00009_00121_die_aachener_fruehindustrialisierung.htm. (4.10.2014)
- ² Siehe: Althammer, Beate: Herrschaft, Fürsorge, Protest. Eliten und Unterschichten in den Textilgewerbebeständen Aachen und Barcelona 1830-1870. Hrsg. v. Dieter Dowe (Veröffentlichung des Instituts für Sozialgeschichte, Braunschweig, Bonn). Bonn 2002.
- ³ Vgl. Fengler Silke und Krebs Stefan
- ⁴ Vgl. Hermans, Jo. Im Dienst des armen Kindes, S. 15. Originalausgabe: Hermans, Jo. In dienst van het arme kind. Verlag Stichting R. K. Voorlichting, Oegstgeest, Reihe Katholieke Informatie, 1993. Übersetzung der Originalausgabe ins Deutsche: Ernst Savelsberg
- ⁵ Meiwes, Relinde, Arbeiterinnen des Herrn/Katholische Frauenkongregationen im 19. Jahrhundert. Frankfurt/Main 2000, S. 9.
- ⁶ A.a.O., S. 10
- ⁷ A.a.O., S. 20
- ⁸ Konferenz, 3. Sept. 1882
- ⁹ Antependium aus der Paramentenherstellung der Schwestern vom armen Kinde Jesus, Aachen 1862. Seiden- und Metallstickerei auf Leinen, Goldlame, grünem und blauem Seidengewebe. Motiv übernimmt exakt die Mitteltafel des „Drei Königs – Altars“ (1440/5) von Stefan Lochner im Kölner Dom. Original: Höhe 98 cm, Breite 310 cm. Foto und Bearbeitung: Michael Lejeune, 2014.

Literaturdienst

Wolfgang Erk (Hrsg.): Neues Jahr – neues Glück! Literarische Texte zum Geburtstag und zur Jahreswende. Stuttgart 2014. 160 S., 20,00 EUR.

„Alles hat seine Zeit“, heißt es beim Prediger Salomo, „Weinen, Lachen, Klagen und Tanzen“.

Heitere und nachdenkliche Gedichte und Prosatexte für die unterschiedlichen Zeiten im menschlichen Leben, zum Rückblick und Ausblick für Geburtstage, für Silvester und Neujahr, hat Wolfgang Erk in diesem schönen Büchlein zusammengestellt. Zum Geburtstag etwa finden sich der „Geburtstagsgruß“ von Joachim Ringelnatz „Ach wie schön, daß du geboren bist!“ oder der „Glückwunsch“ von Ernst Jandl: „wir alle wünschen jedem alles gute“. Dank und Bitte für das Dasein drücken die Verse von Matthias Claudius aus: „Ich danke Gott und freue mich / Wie's Kind zur Weihnachtsgabe“, eher Nachdenklichkeit dagegen die des Michelangelo Buonarroti „Alles endet, was entsteht / Alles, alles rings vergehet.“

Wendepunkte im Leben werden angesprochen. In seinem berühmten Inventur-Gedicht, geschrieben in Gefangenschaft nach dem 2. Weltkrieg, versucht Günter Eich eine Art Bestandsaufnahme: „Dies ist meine Mütze, / dies ist mein Mantel ...“. Gewissheit und Trost, selbst in NS-Haft Silvester 1944, finden sich bei Dietrich Bonhoeffer: „Von guten Mächten wunderbar geborgen / erwarten wir getrost, was kommen mag“. Von Rückbesinnung spricht Rose Ausländer: „Es schneit / Neujahrswünsche ... Wir freuen uns zurück / ins vergessene Land“, von Weitergehen dagegen Hermann Hesse in seinem vielzitierten Gedicht „Stufen“: „Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten, / An keinem wie an einer Heimat hängen“. Über die Relativität des menschlichen Zeitempfindens denkt Peter Bichsel nach in seiner kurzen Erzählung „Du hast nichts verpaßt“: „Der Winter ist lang, der Sommer ist lang ... das Jahr war kurz, schon wieder Neujahr.“ Und fast ein Resümee formuliert Rainer Maria Rilke: „Du mußt das Leben nicht verstehen“.

Von Friedrich Hölderlin bis Reinhard Mey reicht die Spanne der Autoren/innen, von Benn und Brecht über Goethe, Mörike oder Jean Paul bis Mascha Kaleko, Rainer Malkowski, Reiner Kunze, Kurt Marti u.v.a. Am Ende steht die „Begrüßung einer Prinzessin“ – ein Gedicht von Durs Grünbein zur Geburt seiner Tochter: „Willkommen an Bord, Däumling du, Menschlein, brandneu ... Alles dank dir, Glückskind, beginnt nun, gut griechisch, mit Eu ...“ – ein Leben beginnt mit all seinen Hoffnungen und Erwartungen.

Ein wunderschönes Geschenkbandchen ist dieses Buch, ebenso aber auch nützlich für den eigenen Gebrauch bei vielen Gelegenheiten. Der Herausgeber hat die Texte chronologisch geordnet, ein Autoren- und Quellenverzeichnis angefügt und außerdem ein Register mit Themen und Motiven.

Gabriele von Siegroth-Nellessen

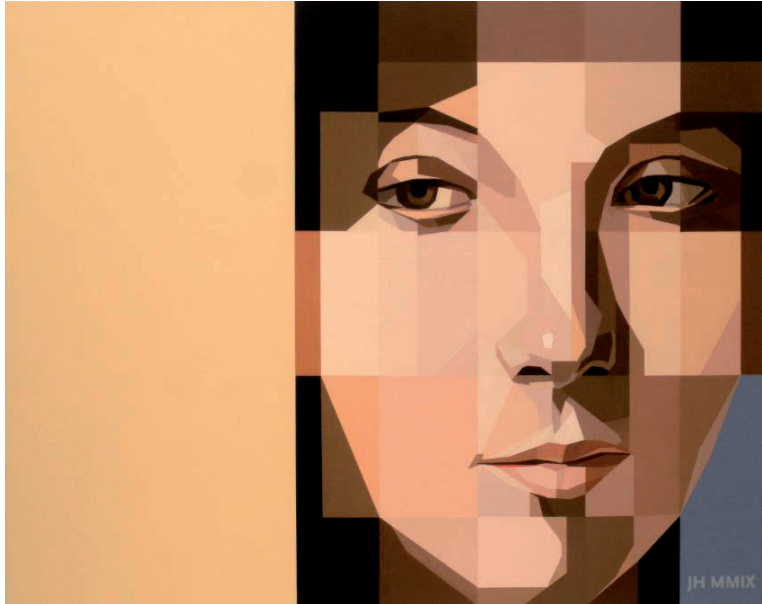
Erich Garhammer (Hrsg.): Literatur im Fluss. Brücken zwischen Poesie und Religion. Regensburg 2014, 176 S, 12,90.

„Würden die Schriftsteller, die Christen sind, den überkommenen Begriff der christlichen Literatur als einen Maßstab anerkennen, sie wären tatsächlich wie Ärzte, die ihre Privatpatienten schonender behandeln als die Kassenpatienten.“ Heinrich Böll sträubte sich schon 1960 gegen die Vorstellung, es müsste im Bücherregal ein eigenes Fach für christliche Literatur geben, denn, so der Literatur Nobelpreisträger: „Wer schreibt ist Gesetzen unterworfen, die außerhalb seiner Religion liegen.“ Einem Autor geht es da nicht anders als Komponisten oder Künstlerinnen, die sich bei ihrer Tätigkeit nach ästhetischen Standards auszurichten haben und nicht nach ihrem Glaubensbekenntnis. Dass dabei Transzendenz aufstrahlen kann, erleben wir seit Jahren im Südquerhaus des Kölner Domes. Dieses leuchtende Fenster, das natürlich auch in einer Moschee oder in einem Parlamentsgebäude einen guten Platz hätte, zeigt, wie wertvoll genau die Kunst für den glaubenden Menschen sein kann, die nicht vordergründig predigen will. Dass dies auch für die Literatur gilt, zeigt das von Erich Garhammer herausgegebene Buch „Literatur im Fluss – Brücken zwischen Poesie und Religion“. Anlässlich des Katholikentages in Regensburg, dem auch der etwas zu wortspielverliebte Titel geschuldet ist, lässt der Würzburger Pastoraltheologe deutschsprachige Autoren und Autorinnen unter den „Stichworten Brücke, Fluss, Poesie und Religion“(11) zu Wort kommen. Jeder Text wird durch ein Porträt seiner Autoren ergänzt. Kriterium bei der Auswahl der Autoren war für Garhammer nicht Konfessionalität und Kirchlichkeit, sondern vielmehr die literarische Klasse. Mit Arnold Stadler, Sybille Lewitscharoff und Reiner Kunze finden sich allein drei Träger des bedeutenden Georg-Büchner-Preises unter den insgesamt 11 Autorinnen und Autoren. Die meisten der Texte wurden eigens für dieses Buch verfasst, und sie demonstrieren eindrucksvoll, wie religiös aufgeladen sie sein können, wenn sie eben nicht der frommen Erbauung dienen. „Nicht dort, wo Poesie kulturell-religiöse Funktionen übernimmt, begehen Dichtung und Religion sich eigentlich. Sie kreuzen

sich darin, wie Sprache in Welt übergeht, in der (versuchten) Schaffung und Erweiterung über Sichtbares und Benennbares hinaus“ (Ulrike Draesner, 55f). Dabei weichen die Poeten der Gottesfrage gar nicht aus, sondern stellen sich dieser viel mehr, als wir es von Predigten und Katechesen gewohnt sind. Am eindrucksvollsten zeigt dies Andreas Maier in „Flaschenpost Evangelium“, einem Text über die Aneignung des Wortes „Gott“: „Irgendwann in meinem Leben, da glaubte ich immer noch, nicht zu glauben, fiel mir auf, dass meine Sprache, natürlich auch unterstützt durch mein philosophisches Studium, ständig Umwege ging. Natürlich war ich damals noch auf der Pilatus-Seite (quid veritas est?). Und dennoch war das Wort von der Wahrheit ständig da, ich umschiffte es nur auf tausenderlei Weise, und so ging es mir auch mit anderen Worten, die ich aus meiner Sprache aussparte. Die größte Aussparung war natürlich das Wort Gott, das Wort, über das ich heute behaupte, dass es das einfachste, klarste und grundlegendste von allen ist. Meine sprachliche Matthäus-Evangeliums-Testphase bestand also auch darin, auch mal ein solches Wort wie Gott zu benutzen.“ (97). Damit knüpft Maier an sein Interview in der Wochenzeitung DIE ZEIT an. Sein darin geäußertes Satz „Ich gönne mir das Wort Gott“ ist in der Zwischenzeit zum geflügelten Wort geworden. Dankenswerterweise zitiert Christoph Gellner in seinem Autorenporträt auch die weitere Passage aus diesem Interview, auch wenn es für uns Theologen nicht sehr schmeichelhaft ist: „Wenn man sich dieses Wort verbietet, hat man extreme Schwierigkeiten, bestimmte Dinge zu sagen. Aber dass uns der liebe Gott als ein guter Kerl vorgestellt wird, das verüble ich den heutigen Priestern und ihren Predigten in höchstem Maß. Es darf nicht sein, dass wir das Wort Gott nur verwenden, um uns gegenseitig zu versichern, dass wir alle schon irgendwie gut und richtig seien ... Wenn ich von Gott spreche, weiß jeder, dass etwas gemeint ist, das außerhalb von uns liegt“ (101). Keine Sorge, das Buch ist keine Ansammlung von Priesterbeschimpfungen, es zeigt aber eindrucksvoll, dass die Rede von Gott im säkularen Rahmen der Kultur lebendiger, sperriger und suchender sein kann als in den heiligen Räumen der Kirche. Nicht zuletzt deswegen lohnt sich dieses Buch. Es lohnt aber auch, weil diese kleine Anthologie die hervorragende Gelegenheit bietet, sich kompakt, aber dennoch ausreichend über die aktuelle deutschsprachige Literatur in Kenntnis zu setzen. Wer sich auf diesen Weg der Spannungen und Paradoxien machen möchte, wer nicht nur über Gott lesen, sondern mit ihm in Beziehung treten möchte, wird in dem Buch einen guten Begleiter finden, mit dem manche bekannten Stellen der Bibel und der Theologiegeschichte in einer neuen Perspektive aufstrahlen.

Norbert Bauer

Auf ein Wort



Johann Hendrix, „Madonna (nach Antonello da Messina)“, 2009.80x100 cm, Alkydharz auf Leinwand; © VG Bild-Kunst Bonn, 2014.

Virgo annunziata

Ein Bild von einer Frau!
Anmutig
und voll Strahlglanz
von dem, den nur sie erblickt
- der Bote der Verkündigung.
Was er ihr sagt,
lässt sie nicht nur milde lächeln.
Sie fürchtet sich wirklich nicht,
obwohl auch sie nicht sieht,
nicht absehen kann
die Größe der gabrielischen Botschaft:
„Aus dir wird der Retter geboren“!
Die Zumutung spiegelt im Antlitz sich wieder
als Anmut, lichtdurchkreuzt.
Der Glaube an die Menschwerdung
macht attraktiv!

Gunther Fleischer

Ritterbach Verlag GmbH · Rudolf-Diesel-Straße 5-7 · 50226 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E